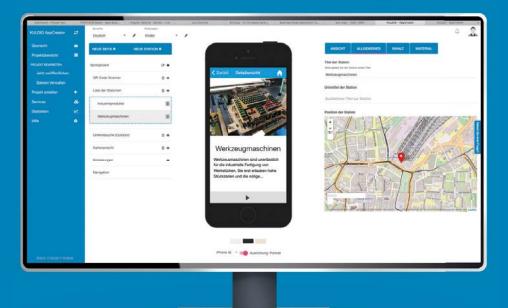
Standbein Museumspädagogik aktuell | 1 2017

Zwischen den Welten. Museen im Angesicht von Flucht und transkulturellem Dialog



MIT DEM KULDIG AppCreator IN KURZER ZEIT ZUR EIGENEN APP PER MAUSKLICK – SCHRITT FÜR SCHRITT

APP Konfigurieren
Module auswählen



Inhalte einfügen

Veröffentlichen



Weitere Informationen unter kuldig.de



Standpunkt

25 Jahre Bundesverband Museumspädagogik e.V. – Bewährte Qualität in neuem Outfit!



Anja Hoffmann

1. Vorsitzende des Bundesverbandes Museumspädagogik e.V.

© LWL-Industriemuseum

Jetzt in Farbe! Wir haben intensiv diskutiert, wie *Standbein Spielbein* künftig aussehen und strukturiert sein soll. Die Idee war, die Publikation an unser Corporate Design anzupassen und für eine noch größere Verbreitung zu sorgen. Viele Elemente unserer Zeitschrift sind allerdings auch nach drei Jahrzehnten so erfolgreich, dass wir nicht darauf verzichten können: ein Schwerpunktthema pro Heft, die Vorstellung von relevanten Praxisbeispielen und Neuigkeiten aus der Forschung. Ein herzlicher Dank an alle, die den Relaunch vorangebracht haben, vor allem an Matthias Hamann, Elke Kollar, Michael Schulz und Romy Steinmeier.

Was ist anders? Die Berichte aus den Ländern und Regionen, die Hinweise auf Tagungen und die Ankündigungen von Fortbildungen fehlen. Wir kommunizieren künftig verstärkt über die digitalen Medien. In unseren Newslettern und auf unserer Website www.museumspaedagogik.org finden alle Mitglieder, aber natürlich auch alle anderen Nutzer*innen die stets aktuellen Informationen aus Theorie und Praxis rund um Bildung und Vermittlung im Museum. Zusammen mit der Jobbörse ist unsere Seite das Portal für die Museumspädagogik. Standbein Spielbein wird künftig umfangreicher und zweimal pro Jahrgang erscheinen. Die Frühjahrsausgabe soll dabei immer die letzte Jahrestagung spiegeln, so wie diese Ausgabe die Dokumentation der Kölner Tagung darstellt. »Zwischen den Welten« wurde von der Bundeszentrale für politische Bildung, Museumsdienst Köln und BVMP e.V. in Kooperation mit den Neuen deutschen Organisationen veranstaltet.

Zu unserem 25. Geburtstag konnten wir auf der Jahrestagung in Köln im Herbst 2016 das neue *Handbuch Museumspädagogik* vorstellen – direkt aus der Druckerpresse des kopaed Verlages. Den Herausgeberinnen Beatrix Commandeur, Hannelore Kunz-Ott und Karin Schad ist es gelungen, das weite Feld unseres Faches zu ordnen – ein herzliches Dankeschön! In der Auswahl der Autor*innen und Themen zeigt sich die ganze Bandbreite unseres Handlungsfeldes.

Aber auch verbandsintern haben viele Projekte Fahrt aufgenommen. Die Strukturgruppe (Freie) Mitarbeit in der musealen Vermittlung hat ihre Arbeit aufgenommen, und die Strukturgruppe Qualifizierung um Antje Kaysers arbeitet derzeit an den Berufsbildern von Museumspädagog*innen. Der berufsbegleitende Masterstudiengang Museumspädagogik ist mit Beteiligung des BVMP e.V. an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig an den Start gegangen. Die Fachgruppe Inklusion um Folker Metzger und Birgit Tellmann stellt im Herbst die Ergebnisse der Förderphase *Pilot Inklusion* vor. Neues von der Fachgruppe Generation 6 plus um Esther Gajek wird in Standbein Spielbein Nr. 108 zu lesen sein. Die Fachgruppe Internationales um Matthias Hamann arbeitet am Schwerpunkt Nordeuropa. Und die Museobilbox will mit Heike Herber-Fries in die neue Förderphase starten.

Diese Bilanz kann sich sehen lassen. Ausruhen wollen wir uns aber nicht. Die gesellschaftlichen Herausforderungen machen vor den Museen und insbesondere vor der Museumspädagogik nicht Halt, im Gegenteil. So hat auch diese Ausgabe von Standbein Spielbein immense Aktualität.

Inhalt











Thema

- 6 **Zum Geleit.** Grußwort der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien Monika Grütters
- 7 **Susanne Laugwitz-Aulbach**, *Zwischen den Welten* Gedanken zu einem Thema
- 10 **Sabine Dengel/Matthias Hamann/Elke Kollar,** *Zwischen den Welten* Einführung in die Tagung
- Sarah Bergh (Moderation), Wie wird Transkultur erfolgreich?
 Podiumsdiskussion mit den Partnerorganisationen der Tagung
- 25 Léontine Meijer-van Mensch, Das Konzept des »Socially Purposeful Museum«
- 32 **Riem Spielhaus,** Wandel der Gesellschaft gesellschaftlicher Wandel
- 37 **Karima Benbrahim,** Diversität. Herausforderungen und Handlungsstrategien
- 44 **Sarah Bergh (Moderation),** Interne Rahmenbedingungen für erfolgreichen Wandel. Podiumsdiskussion mit W. Ahrndt, T. Belgin, J. Hagenberg und S. Vacca
- 55 **Eleonore Hefner/ Doris Hefner,** Externe Rahmenbedingungen für die Arbeit mit Geflüchteten
- 64 **Caroline Gritschke/ Maren Ziese,** Partizipation und Kooperation leben
- 71 **Matthias Hamann/ Elke Kollar,** *Zwischen den Welten* Dokumentation des Barcamps
- 85 **Anke von Heyl,** Projektpräsentationen im Rahmen der Tagung

Aus der Praxis

- 96 Chr. Höfling/ A. Pankow/ E. Roßmanith/ Chr. Thyssen, Forschendes Lernen im Museum – ein paläontologischer Workshop
- 102 **Diana Brinkmeyer/Beate Gorges,** Dada ist hier! Raum für Dialog und Experiment
- 107 **Inga Michaelis,** Das Kindermuseum OWL e.V. Ein mobiles Kindermuseum
- 112 **Stefanie Köhler,** KofferFormat. Die Kunst wird mobil
- 117 **MuseobilBOX.** Drei Fragen an Antje Kaysers, Hannelore Kunz-Ott und Gisela Weiß

Aus der Forschung

120 Rezensionen













Impressum

Herausgeber:

Bundesverband Museumspädagogik e.V. www.museumspaedagogik.org

Geschäftsstelle:

c/o Museum Schwedenspeicher Hans-Georg Ehlers Wasser West 39 21682 Stade

Chefredaktion: Romy Steinmeier Eidelstedter Weg 63a 20255 Hamburg Email: romy.steinmeier@gmx.de Redaktioneller Beirat:

Dr. Matthias Hamann und Dr. Elke Kollar

Themenredaktion:
Dr. Sabine Dengel und

Dr. Matthias Hamann

Layout:

typografik, Michael Schulz, Hamburg Druck:

Dräger und Wullenwever print+media Lübeck GmbH & Co. KG

Erscheinungsweise: 2x jährlich Jahresabo 22,- €/Ausland 24,50 € Einzelheft 11,50 €/Ausland 12,50 € Für Mitglieder des Bundesverbands Museumspädagogik e.V. ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten.

ISSN 0936-6644 © BVMP e.V. Die Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Alle veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Die nächste Ausgabe erscheint im November 2017. Redaktions- und Anzeigenschluss ist der 15. August 2017.

Titel: Szene aus dem Projekt daheim: Einsichten in flüchtige Leben am Museum für Europäische Kulturen Foto: Staatliche Museen zu Berin, Museum Europäischer Kulturen/ Ute Franz-Scarciglia



Climate Partner ° klimaneutral

Druck | ID 10595-1704-1001

Thema

Zum Geleit

Grußwort der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien

Monika Grütters



Staatsministerin Prof. Monika Grütters MdB. Foto: Christof Rieken

Über eine Million Menschen haben im vergangenen Jahr in Deutschland Zuflucht gesucht – über eine Million Menschen, die zum allergrößten Teil mit nicht viel mehr als ihrer Hoffnung auf Sicherheit und Frieden bei uns angekommen sind. Ihnen Zukunftsperspektiven zu bieten, ist nicht nur eine innenpolitische, sozialpolitische und bildungspolitische Aufgabe. Es ist in besonderem Maße auch eine kulturpolitische Herausforderung. Denn kulturelle Teilhabe ist eine grundlegende Voraussetzung dafür, dass Zuwanderer in der Fremde Geborgenheit finden.

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Kulturelle Bildung noch mehr als bisher an Bedeutung. Gerade Museen können dazu einen wesentlichen Beitrag leisten. Sie machen unsere Erinnerungen, unsere Werte, unsere Perspektiven auf die Welt sichtbar und erfahrbar. Dass sie prinzipiell offen sein können für Menschen unterschiedlichster Herkunft, ist gerade in der heutigen Zeit ihre Stärke. Museen offenbaren, dass uns – bei allen Unterschieden – viel mehr verbindet als uns trennt, dass die Unterschiede viel kleiner sind als die Gemeinsamkeiten.

Eben dadurch können sie im transkulturellen Dialog *Zwischen den Welten* vermitteln. Um diesen Beitrag stärker sichtbar zu machen, habe ich gemeinsam mit Bund, Ländern und Kommunen sowie künstlerischen Dachverbänden und Akteuren aus der Zivilgesellschaft die Initiative *Kultur öffnet Welten* ins Leben gerufen: Als Einladung zu interkulturellen Begegnungen vor Ort, aber auch als Ausdruck des Selbstverständnisses einer weltoffenen Gesellschaft. Sie soll ein Zeichen setzen für die kulturelle Teilhabe aller Menschen – unabhängig von Alter, Herkunft, sozialer Lage oder Beeinträchtigung.

Nicht weniger wichtig als konkrete Veranstaltungen und Projekte ist die Verständigung darüber, welche Rolle Kunst und Kultur bei der Integration spielen können und sollen. Deshalb freue ich mich, dass der Bundesverband Museumspädagogik diesem wichtigen Thema anlässlich seines 25-jährigen Bestehens eine Tagung widmet und unterschiedliche Facetten der kulturpädagogischen Arbeit mit Geflüchteten beleuchtet. Mögen die hier vorgestellten Praxisbeispiele breite Unterstützung – und auch viele Nachahmer – finden!

Zwischen den Welten

Gedanken zu einem Thema

Susanne Laugwitz-Aulbach

»Und es gab auch noch andere Geschichten. Die Menschen waren unterwegs. Geschichten waren das Einzige, was sie noch anhören mochten. Geschichten waren das, woran sie glaubten. So schwer war das Leben geworden. Die Geschichte von dem hell erleuchteten Haus, von dem Haus mit den vier Stockwerken, den sieben Schornsteinen und den 365 Treppenstufen und den 52 Türen – sie reiste weit durch die Lande. Denn alle waren sie Reisende - damals. Menschen unterwegs. Geschichten in einem Traum und von unweisen Schauspielern in bedürftige Ohren gesprochen, und dann abbrechend. Und die Geschichte in einen Traum zurück verwandelt, durch den Tag geisternd, erzählt, erzählt und wieder erzählt. Und die Menschen wussten: Da gab es ein Haus, und viele brachen auf es zu finden.«1

In dieser Tagung geht es um Geschichten, um Reisende, um Flüchtende, um Würde, um Verantwortung und auch um Träume und Hoffnung. Zwischen den Welten lautet der Haupttitel. Und es geht weiter: Museen im Angesicht von Flucht und transkulturellem Dialog. Nun, wer steht da eigentlich zwischen den Welten? Die Museen, die in den kommenden Jahren ihren Standpunkt verändern sollten, um die Dynamik des demografischen Wandels nicht an sich vorbeiziehen zu sehen? Die Vermittelnden, die die Brücke zwischen den Inhalten und den verschiedensten Zielgruppen mit ihren Interessen und Motiven schlagen sollen, am besten für alle und inklusiv? Die Geflüchteten, die die eine Welt verlassen haben, um eine neue und hoffentlich bessere zu finden? Oder wir alle, die wir noch auf der Suche nach geeigneten Formaten für eine gute transkulturelle Kommunikation sind? Und um welche Welten handelt es sich eigentlich? Wie können wir sie definieren? Und wie sind sie zu betreten? Insofern ist der Titel in seiner Rätselhaftigkeit und in seinem Perspektivreichtum gut gewählt.

Die Partner*innen

Es war ein komplexes Unterfangen, eine solche Tagung auf den Weg zu bringen. Ich freue mich, dass die Museen der Stadt Köln und der Museumsdienst das Thema schon seit vielen Jahren intensiv verfolgen² und in der Vermittlungsarbeit die Stadtgesellschaft in ihrer ganzen Breite in den Blick nehmen. Man brauchte für dieses Thema aber auch starke Partner*innen. Insbesondere freut mich die Brücke zur Bundesregierung: Frau Staatsministerin Prof. Monika Grütters als Bundesbeauftragte für Kultur und Medien hatte die Schirmherrschaft dieser Veranstaltung übernommen. Es ging aber natürlich nicht ohne den Bundesverband Museumspädagogik e.V., der seine Jahrestagung nach 2009 – damals zum Thema Museen und Migration – zum zweiten Mal in Köln durchgeführt hat.³ Eine weitere wichtige Partnerin war die Bun-



Mamadou Sall malt in der Ausstellung Pilgern – Sehnsucht nach Glück. Rautenstrauch-Joest-Museum Köln, Oktober 2016

Foto: Leonore Bittner

deszentrale für politische Bildung (bpb). Dank dieser Kooperation konnte der Kongress über Bundesmittel finanziert und die Expert*innen der bpb eingebunden werden. Petra Grüne und vor allem Dr. Sabine Dengel haben ihren Sachverstand einfließen lassen.⁴ Den vierten institutionellen Partner bildeten die Neuen Deutschen Organisationen resp. die Neuen Deutschen Medienmacher,⁵ die in Köln durch Fatema Mian vertreten wurden. Beide Organisationen stehen für ein weltoffenes Gesellschaftsmodell und treten für einen Dialog auf Augenhöhe ein, den alle Menschen in Deutschland miteinander führen sollten – egal welche Hautfarbe, Herkunft oder Religion sie haben.

Bilder im Kopf

Abschließend erlaube ich mir noch eine persönliche Anmerkung. Mir sind aus den letzten zwölf Monaten zwei Sequenzen in eindringlicher Erinnerung. Erstens: Der Treck der vielen Menschen aus Ungarn Richtung deutscher Grenze. Ich habe mich damals gefragt, welche Wünsche ich an ein Land hätte, in dem ich mich niederlassen könnte, müsste ich einmal selbst fliehen aus meinem Heimatland. Ich wünschte mir offene Menschen, die mir helfen, zurechtzukommen. Und ich wünschte mir Institutionen, die das auch pragmatisch täten (Einwohnermeldeämter, Registrierungsstellen, Sozialeinrichtungen und natürlich auch Kultureinrichtungen) und die mir Wege aufzeigen, wie ich zu einem Teil jener Weltgegend werden kann, in der meine Flucht ihr Ende findet. Gerade als Kulturdezernentin der viertgrößten Stadt in Deutschland halte ich es daher für unabdingbar, dass die Kulturorte unserer Kom-

munen diese Rolle aktiv annehmen. Es ist eine unserer wichtigsten sowohl kulturpolitischen als auch gesellschaftspolitischen Aufgaben in Gegenwart und Zukunft, und dies lässt sich auch programmatisch auf hohem Niveau umsetzen, wie die Ausstellung *Pilgern – Sehnsucht nach Glück* im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum bewiesen hat.⁶ Dort verzierte der senegalesische Künstler Mamadou Sall im Rahmen des Eröffnungswochenendes die Wände eines Kabinetts, die der Pilgerschaft nach Touba im Senegal gewidmet war, mit dem segenspendenden Bildnis des Sheikh Amadou Bamba (1853–1927).⁷ Das war grenzüberschreitendes Entstehenlassen aus dem Moment heraus. Darin liegen natürlich immer Wagnis und Herausforderung, aber ich denke, letztlich bestehen genau darin Sinn und Ziel unseres ganzen Handelns als Kulturschaffende.

John Crowley

Abschließend lasse ich noch einmal John Crowley zu Wort kommen: »Und viele Türen gab es, um sich eine auszusuchen. Eine Kreuzung von Korridoren, jeder wegführend von dort, jeder vor einer Tür endend, durch die man hinausgehen konnte. Früh anbrechender Abend, und mit ihm ein Vergessen, welches der Weg hinein gewesen war und welches der Weg hinaus. Geschichten dauern länger, aber nur indem sie dann nur noch Geschichten sind. Es war einmal, jedenfalls vor sehr langer Zeit. Die Welt, das wissen wir nun, sie ist wie sie ist und nicht anders. Falls es je eine Zeit gegeben haben sollte, als es Überfahrten gab, und Pforten, und die Grenzen alle offen, und viele einfach hin- und herüberwechselten, so ist es nicht diese Zeit.« ⁸

Oder vielleicht doch, meine Damen und Herren, jetzt und hier: Raum und Zeit für das *Zwischen den Welten*. Machen wir es wahr. Ich freue mich darauf.

Susanne Laugwitz-Aulbach

Dezernentin für Kunst und Kultur der Stadt Köln. Zuvor leitende Kulturmanagerin am Kulturreferat der Stadt Karlsruhe, Festivalleiterin der Europäischen Kulturtage, Direktorin des Kulturamts der Landeshauptstadt Stuttgart sowie großer Förder- und Verwaltungsabteilungen.

susanne.laugwitz-aulbach@stadt-koeln.de

- 1 Crowley, John: Little Big oder Das Parlament der Feen. Hamburg 1984, passim.
- 2 Vgl. das Bildungskonzept des Museumsdienstes Köln, dargelegt in: Hamann, Matthias (Hg.): Museumsdienst Köln: Jahresbericht 2015. Zahlen, Programme, Projekte. Köln 2016. Online unter: https://museumsdienst.files.wordpress.com/2016/07/jahresbericht-museumsdienst-kc3b6ln-2015.pdf [26.11.2016].
- 3 Siehe Dokumentation der Tagung *Das Eigene und das Fremde. Museen und Migration,* https://museumsdienst.wordpress.com/2009/11/30/das-eigene-und-das-fremde/ [26.11.2016].
- 4 Die Arbeit der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) im Bereich der Kulturellen Bildung schlägt sich insbesondere im gleichnamigen Online-Dossier nieder; siehe www.bpb.de/gesellschaft/kultur/kulturelle-bildung [26.11.2016].
- 5 Siehe www.neue-deutsche-organisationen.de [26.11.2016] bzw. www.neuemedienmacher.de/ [26.11.2016].
- 6 Siehe http://pilgern.koeln/ [26.11.2016].
- 7 Zum Kontext siehe Himmelheber, Clara: Sheikh Amadou Bamba auf dem Wasser betend, https://museenkoeln.de/portal/bild-der-woche.aspx?bdw=2016_40 [26.11.2016].
- 8 Wie Anm. 1.



Foto: Rheinisches Bildarchiv Köln/ Britta Schlier

Zwischen den Welten

Einführung in die Tagung

Sabine Dengel/Matthias Hamann/Elke Kollar

Wie wollen wir in Zukunft zusammen leben? Diese Frage gehört zu den drängendsten unserer Gesellschaft und beeinflusst die Museen unmittelbar. Sie stehen in der Verantwortung, auf den gesellschaftlichen Wandel – gerade auch durch die hohe Zahl der Schutzsuchenden – nicht nur zu reagieren, sondern den transkulturellen Dialog zu gestalten.

Führungen von und für geflüchtete Menschen, Sprachkurse, Ausstellungen, Kooperationen mit Migrantenorganisationen oder Begegnungsprojekte – die Museumspädagogik nutzt verschiedenste Ansätze, um die Rolle von Museen als Orte des Willkommens zu stärken. Doch sind die Ansätze wirkungsvoll und nachhaltig? Wie können Museen sich von tradierten Mustern lösen und Orte transkultureller Kommunikation werden? Was kann die Museumswelt von anderen Kultursparten lernen? Welche Stärken und Schwächen haben bisherige Methoden und Strukturen? Wie kann sich das Museum in der Einwanderungsgesellschaft neu definieren? Wie können Politische und Kulturelle Bildung voneinander profitieren?

Die Tagung beleuchtet und befragt diese unterschiedlichen Facetten der kulturpädagogischen Arbeit mit Geflüchteten. Dabei geht es jedoch auch um praktische Aspekte: In welcher Sprache soll Vermittlung stattfinden? Ist die Rede von Flüchtlingen, Geflüchteten oder Menschen mit Fluchterfahrung? Lassen sich die Menschen



Auf der Suche. Publikum und Vermittelnde stehen oft vor gleichen Fragen Foto: Julia Müller



Dem Publikum eine Stimme geben. Performance zur Kultur der Maori im Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln Foto: Karin Rottmann

als Zielgruppe umschreiben oder wird der Begriff den Dimensionen ihrer Lebensgeschichten gar nicht gerecht? In einem einführenden Gespräch mit Sarah Bergh erläutern Dr. Sabine Dengel (Bundeszentrale für politische Bildung) und Dr. Matthias Hamann (Museumsdienst Köln/ Landesverband Museumspädagogik NRW e.V.) ihren eigenen Standpunkt und geben einen Überblick über den Ablauf der Veranstaltung.

Sarah Bergh (S.B.): Sie beide haben die Tagungsleitung. Warum erschien es Ihnen wichtig, zum Themenkomplex Flucht nun explizit die Vermittlungsarbeit in Museen ins Visier zu nehmen?

Sabine Dengel (S.D.): Das ist eine Frage, die für mich spontan gar nicht so einfach zu beantworten ist. Es liegt deshalb nahe, weil die Kooperation mit Museen zu meinen Arbeitsschwerpunkten gehört und weil die Museen für die Politische Bildung quasi so etwas wie natürliche Partner sind: Zudem – das kann ich sagen, weil wir hier unter uns sind – Museumspädagog*innen sind die noch natürlicheren Partner für die Politische Bildung im Vergleich zu den Museen als Institution, weil die Kolleg*innen, die museumspädagogische Arbeit machen, ähnlich wie wir politischen Bildner*innen sehr stark subjektbezogen arbeiten. Wenn so etwas wie transkultureller Dialog irgendwo gelebt werden kann, dann ist es dort, wo subjektbezogene Pädagogik stattfindet. Aber ich will auch nicht so tun, als hätten wir, Dr. Matthias Hamann und ich sowie das Team, zu dem auch der Bundesverband Museumspädagogik gehört, die wir zusammen das Tagungskonzept gemacht haben, heute eine Menge Antworten auf Lager, sondern wir sind letztes Jahr im Herbst mit einer großen Zahl von Fragen eingestiegen, und für uns dient diese Veranstaltung heute auch dazu, diese weiterhin offenen Fragen zu beantworten. Eine dieser Fragen, eine zentrale Leitfrage für uns – die bei der ersten Gesprächsrunde bereits angesprochen wird – ist die: »Sind Geflüchtete überhaupt eine Zielgruppe?« In

der Politischen Bildung ist es wichtig, eine präzise Zielgruppenanalyse zu machen: weil Bildung nie top down oder schematisch funktioniert, sondern sich immer aus einem Dialog ergibt und auf einer Konzeption basiert, die gemeinsam erarbeitet wird. Wenn ich ganz offen bin, war mein erster Gedanke: »Es kann unmöglich sein, dass Geflüchtete eine spezifische Zielgruppe sind. Wieso diese Masse an Projekten? Die Museumspädagog*innen machen mindestens seit zehn Jahren Programme und Bildungsprojekte für Menschen oder Kinder mit Migrationshintergrund – was soll bei den Angeboten für Geflüchtete anders oder neu sein?« Nachdem ich die ersten Projekte gesehen habe, sind mir allerdings Zweifel an meiner ersten Meinung gekommen, weil ich den Eindruck gewinnen konnte, dass bei der Arbeit mit Geflüchteten teilweise andere Rahmenbedingungen gegeben sind als bei den Zielgruppen, die wir sonst ansprechen. Dazu gehören zum Beispiel Traumaprobleme. Unbegleitete jugendliche Flüchtlinge sind eine sehr sensible Zielgruppe. Auch die Sprachproblematik ist zu berücksichtigen. Es sind viele Bedingungen anders, aber ich muss trotzdem sagen: Die Frage ist für mich nach wie vor offen und ich hoffe, dass ich in den nächsten beiden Tagen diesbezüglich neue Erkenntnisse gewinne.

S.B.: Als Sie miteinander ins Gespräch gegangen sind, haben Sie da festgestellt, dass Projekte aus dem Erste-Hilfe-Level heraus kommen? Findet schon eine stärker fundierte Arbeit statt?

S.D.: Über diese Erste-Hilfe-These in Bezug auf die Projekte und Angebote liest man im Moment jeden Tag in den Medien. Zum Beispiel habe ich vor zwei Wochen gehört, dass sich Shermin Langhoff im Deutschlandradio Kultur geäußert hat, die Theaterhäuser sollten von den Erste-Hilfe-Maßnahmen wegkommen und aufhören, karitative und kommunale Funktionen zu erfüllen. Das, was wir uns angesehen haben, war eigentlich immer Bildung und hatte nichts mit Erster Hilfe zu tun. Wir

Dr. Sabine Dengel und Dr. Matthias Hamann auf dem Podium des Stiftersaales im Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud Foto: Britta Handke



12 Standbein Spielbein 107 | 1 2017 Thema

merken zwar, dass es eine Tendenz gibt, die uns ein bisschen irritiert, nämlich die, dass Künstler*innen und auch Kultureinrichtungen anfangen, Ordnungsfunktionen oder öffentliche Funktionen zu übernehmen, sich beispielsweise das Ziel setzen, Arbeitslose in einen Job zu bringen oder Ähnliches. Für uns sind Künstler*innen eher für Chaos, für Irritation zuständig; aber das ist so ein Feld, da wird man sicher noch diskutieren müssen.

S.B.: Was können Sie Ihrerseits sagen, Herr Dr. Hamann?

Matthias Hamann (M.H.): Ich kann mich da bei ganz vielen Punkten anschließen. Uns kann es nicht darum gehen, Erste Hilfe zu leisten. Das ist nicht unser Job. Andere Institutionen können das auch wesentlich besser. Gleichwohl müssen wir immer wieder überprüfen, wie wir bestimmte Hürden überwinden. Sprache ist in diesem ganzen Prozess eine riesige Hürde. Jenseits der Frage, welche Rolle die Herkunftssprache spielen kann oder soll, ist hier aber auch die Haltung entscheidend. Kommunikation muss symmetrisch, also auf Augenhöhe erfolgen, und nicht von oben nach unten. Das an und für sich ist schon schwierig. Es braucht aber auch gute Konzepte. Es wird lange dauern, hier zu einer soliden Tragfähigkeit zu kommen.

S.B.: Wir benötigen also Alternativen zu bisherigen Präsentationsformen in den Museen. Für Transkulturalität braucht es transkulturelle Strukturen, Produktionen und Präsentationen, vom Team bis zum Ergebnis, um das Ganze auch glaubwürdig zu machen. Können Sie das an einem Beispiel ausführen – vom Team bis zum Ergebnis?

M.H.: Es gab hier in Köln in den 1980er Jahren zwei Ausstellungen. Die eine hieß *Männerbünde*,² die andere *Die Braut*³ – zwei ethnologische, kulturvergleichende Ausstellungen zu diesen beiden Themen. Es wäre aus meiner Sicht unglaublich spannend, ein Thema wie Die Braut heute transkulturell zu konzipieren, zu zeigen und zu vermitteln. Die Einbindung heutiger Communities und anderer Kommunikationszusammenhänge würde zu einer völlig anderen Ausstellung führen. Dies wäre für mich eine solche Produktion von Anfang bis Ende, von der Konzeption bis zu den Aufsichten.

S.B.: Wäre ein solch partizipativer Prozess dann ein Prototyp für den Weg hin zu Integration?

S.D.: Ehrlich gesagt: Ich weiß es nicht. Ich glaube, dass es keine Rezepte gibt. Das Ergebnis von Bildung ist immer kontingent. Ich habe das Gefühl, dass den Bildungskonzeptionen oft ein starkes Wunschdenken innewohnt und finde, dass wir uns davon lösen sollten. Unabhängig davon, ob wir jetzt quantifizieren können, was in puncto Integration tatsächlich faktisch erfolgt, müssen wir Bildungsangebote schaffen. Also ich habe bei der ganzen Thematik, das haben Sie sicher schon herausgehört, ein ungutes Gefühl – ein Gefühl, das sich erst in den letzten Wochen vor der Tagung ausformuliert hat. Dazu beigetragen hat u.a. ein Interview mit dem Bildungssoziologen Heinz Bude, in dem er die These aufgestellt hat, dass die Flüchtlingsdiskussion von gesellschaftlichen Gruppen vielfach genutzt wird, um sich

selbst zu spiegeln. Demnach würde »Willkommenskultur« auch implizieren, dass man über sich selbst denken könne: »Ja wir sind die Guten, wir sind jetzt nicht die Pegidas«. Dem Themenkomplex Bildung für Geflüchtete wohnt oftmals ein gefährlicher Grundgedanke inne, nämlich dass man so etwas zugrunde legt, was Bude »Konzept Flüchtling« nennt. In der Politischen Bildung würde man sagen »Skript Flüchtling«. Konzept Flüchtling ist nicht Realität Mensch. Und solche Konzepte können kippen, wie man in Köln in der Silvesternacht 2015/16 gesehen hat. Was wir im Prinzip brauchen, sind keine Rezepte. Ich denke, in der Pädagogik läuft es anders und man kann sich daran orientieren, was Habermas gesagt hat: »Das Volk tritt nur im Plural auf«. In der Kulturellen und Politischen Bildung treten die Leute auch nur im Plural auf. Entsprechend funktioniert auch transkultureller Dialog: Er bezieht sich nicht nur auf Geflüchtete. Vielmehr müssen alle, die wir hier sitzen und miteinander reden, davon ausgehen, dass wir divers sind. Das, was Frau Mian sagt, ⁴ ist zentral: Diversität muss in der Gesellschaft als Normalfall vorausgesetzt werden.

S.B.: Ich danke Ihnen sehr dafür, weil es sich aus meiner pädagogischen Praxis ähnlich anfühlt: Natürlich steht am Anfang immer eine gewisse Rezeptverliebtheit, die man so nicht bedienen kann und mag.

S.D.: Wir haben in Deutschland eine Vergangenheit mit totalitären Regimen, die im Rahmen ihrer Ideologie versucht haben, sich den neuen Menschen mittels Pädagogik und auf der Basis von Rezepten zu »backen«.⁵ Die totalitären Systeme sind weg, aber dieser Glaube, dass man mit Pädagogik zielgenau etwas Bestimmtes und Evaluierbares erreichen kann und sollte, der ist nach wie vor sehr stark. Ich würde immer dafür plädieren, dass Menschen ein Recht auf Bildung haben. Was sie daraus machen, ist ihre Sache. Wir sollten uns meines Erachtens auch ein bisschen davor hüten, Geflüchtete nur pädagogisch zu behandeln, weil die Teilnahme an pädagogischen Angeboten noch nichts über gesellschaftliche Integration aussagt. Auch wenn ich selbst aus der Bildung komme und Bildung für sehr, sehr wichtig halte, denke ich, dass Integration vor allem im Leben funktioniert.

S.B.: Wir haben ein rundes Tagungsprogramm – was haben Sie sich gedacht, wie ist die Tagungslogik, was erwartet uns?

M.H.: Ja, wir haben ein zweitägiges festes Programm, aber natürlich mit offenen Ergebnissen. Der erste Tag ist dicht gepackt mit Inputs verschiedener Referent*innen. Dazu gehören die kulturpolitischen Statements des Veranstalterteams, Überlegungen zu bereits stattfindenden oder dringend notwendigen Veränderungsprozessen bei Institution und Publikum, die Diskussion interner und externer Rahmenbedingungen und ein Blick in andere Kultursparten, von denen wir vielleicht Iernen können. Eingebettet sind die Impulse in Projektvorstellungen und Performances, die pars pro toto für die museumspädagogische Landschaft stehen: Stadt und Land, Museumsverbünde und ehrenamtliche Initiativen, methodische Beispiele und vernetzte Vorhaben im Stadtgefüge. Der zweite Tag ist wesentlich diskursiver, denn das Barcamp bietet Raum für eigene Überlegungen, Fragen und Problemdiskussionen. Am Ende werden keine Lösungen oder fertigen Rezepte stehen, die gibt es m.E. nicht, denn die Ausgangsbasis ist für alle von uns eine andere. Aber hier im

14 Standbein Spielbein 107 | 1 2017 Thema

Raum sitzt die geballte Kompetenz der deutschen Museumspädagogik – und uns geht es darum, dieses Wissen zirkulieren zu lassen. Gespräche, Austausch, kollegiale Hilfestellung, kritisches Feedback ist die Basis für eigene Reflexion. So ist diese Tagung gedacht. Wir stellen die Veranstaltung auf Youtube, es gibt einen begleitenden Blog, den Anke von Heyl für uns konzipiert hat, das Online-Dossier Kulturelle Bildung der bpb kümmert sich ebenfalls um das Thema und schließlich werden die Beiträge und Diskussionen sich in Standbein Spielbein wiederfinden. Am Ende des morgigen Tages werden wir nicht sagen "Bingo, das ist es« – das können wir nicht! Aber wir werden hoffentlich die Kernfragen formuliert haben, die uns "Zwischen den Welten« umtreiben.



Foto: bpb

Foto: Rheinisches Bildarchiv/ Britta Schlier



Foto: Jens Hauspurg

Dr. Sabine Dengel

Wissenschaftliche Referentin für Politische und Kulturelle Bildung bei der Bundeszentrale für politische Bildung. Schwerpunkte: kulturpolitischer Diskurs, moderne politische Theorie, Theorie politischer und kultureller Bildung, (historische) Bildungsforschung, Demokratietheorie, Film- und Medienbildung. sabine.dengel@bpb.de

Dr. Matthias Hamann

Direktor des Museumsdienstes Köln. Arbeitsschwerpunkte: Museums- und Kulturmanagement, Museums- und Kulturpädagogik, Kommunikation, kommunale und regionale Netzwerke. Vorsitzender des Landesverbands Museumspädagogik NRW e.V. Lehraufträge an verschiedenen Hochschulen.

matthias.hamann@stadt-koeln.de

Dr. Elke Kollar

Kulturvermittlerin an der Klassik Stiftung Weimar. Schwerpunkte: politische und literarische Dimensionen Kultureller Bildung, Kooperationen, nationale und internationale Bildungsprojekte, Ausstellungsdidaktik, Qualitätssicherung. Stellvertretende Vorsitzende des Bundesverbands Museumspädagogik e.V. elke.kollar@klassik-stiftunq.de

- 1 Intendantin des Maxim-Gorki-Theaters Berlin [Anm. d. Red.].
- 2 Siehe Völger, Gisela & Welck, Karin von (Hg.): *Männerbünde, Männerbande. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich.* Ausstellungskatalog des Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde in der Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln (23. März bis 17. Juni 1990). Köln 1990.
- 3 Siehe Völger, Gisela & Welck, Karin von (Hg.): *Die Braut geliebt, getauscht, geraubt, gekauft. Zur Rolle der Frau im Kulturvergleich.* Ausstellungskatalog des Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde in der Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln (26. Juli bis 13. Oktober 1985). Köln 1985.
- 4 Siehe S. 23-24.
- 5 Siehe auch Themenheft *Der Neue Mensch,* Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 37-38, 2016, passim.
- 6 www.youtube.com/user/Museumsdienst [18.02.2017].
- 7 www.museum-flucht-dialog.de [18.02.2017].
- 8 www.bpb.de/gesellschaft/kultur/kulturelle-bildung/60109/interkulturelle-kulturelle-bildung [18.02.2017].

Wie wird Transkultur erfolgreich?

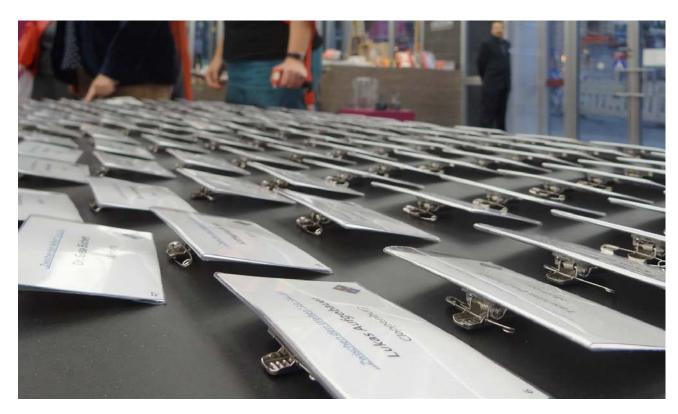
Podiumsdiskussion mit den Partnerorganisationen der Tagung

Sarah Bergh (Moderation)

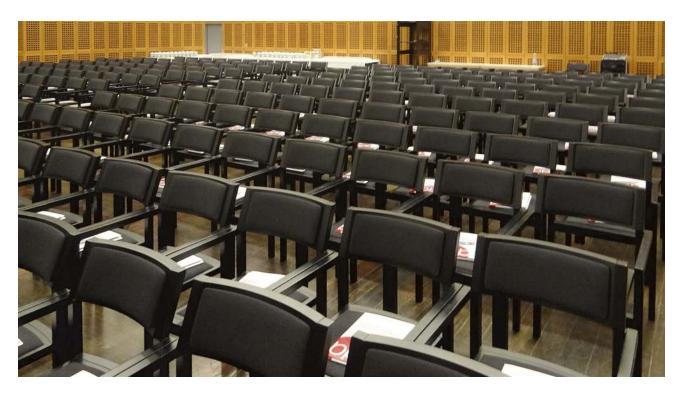
Zwischen den Welten war eine gemeinsame Tagung der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), des Bundesverbands Museumspädagogik e.V. und des Landesverbands Museumspädagogik NRW e.V. und des Museumsdienstes Köln in Kooperation mit den Neuen Deutschen Organisationen. In der Eröffnungsdiskussion stellten sich vier Vertreterinnen des Veranstalterteams den Fragen von Sarah Bergh und klärten ihren Standpunkt zum Thema Transkultur. Wie kann man aus Perspektive der Organisationen Diversität stärken?

Kunst und Kultur in Köln

Check In. 300 Teilnehmende aus dem gesamten deutschsprachigen Raum waren zu Gast Foto: Britta Handke Sarah Bergh (S.B.): Frau Laugwitz-Aulbach, in Ihrer Auftaktrede hatten Sie über einen sinnstiftenden, erhellenden Moment in einem Museum gesprochen: die Kunstaktion des senegalesischen Malers Mamadou Sall in der Ausstellung *Pilgern – Sehnsucht nach Glück*. Damit waren sicher auch Gefühle verbunden ...



16



Stiftersaal des Wallraf-Richartz-Museums & Fondation Corboud, gleich bis auf den letzten Platz gefüllt Foto: Britta Handke

Susanne Laugwitz-Aulbach (S.LA.): Ja, sehr große Gefühle. Es war ja doch ein gewisses Wagnis der Kuratorin, diesen Künstler, den sie nicht kannte, im Senegal spontan einzuladen und direkt zu sagen: »Bitte kommen Sie zu uns, wir fühlen uns geehrt, wenn Sie bei uns sind und uns den Segen, der mit dem Ritual um Sheikh Amadou Bamba verbunden ist, zu spenden.« Das fand ich ganz wunderbar, und genau das ist es, was ich bei diesem Thema so wichtig finde: das Transkulturelle zu einer Selbstverständlichkeit zu machen.

S.B.: Aber es hat den Museumsraum verändert ...

S.LA.: Ja, es hat den Raum verändert und es hat die Menschen darin verändert. Plötzlich herrschte eine andere Atmosphäre, sie hatte sich durch den künstlerischen Prozess positiv verändert. Von dieser Unmittelbarkeit können wir, denke ich, alle lernen. Dies ist ja einer der wichtigsten Punkte: Dass wir nicht hier sitzen und sagen: »Wir möchten Euch, die Ihr herkommt, etwas beibringen!« Wir lernen voneinander und vielleicht lernen wir sogar manchmal noch mehr als unser Gegenüber.

S.B.: Da sind wir schon beim Thema, dem transkulturellen Dialog. Aus Ihrer Position als Kulturdezernentin, aus Ihrem Tagesgeschäft heraus: Erzählen Sie uns ein bisschen, wo ist das in Köln bereits umgesetzt, wo funktioniert der transkulturelle Dialog gut?

S.LA.: In Köln ist das Thema über den Bereich der Interkultur schon lange präsent. Wir hatten über viele Jahre hinweg dafür einen eigenen Bereich in der Kulturförderung. Das hat sich jetzt in transkulturelle Kategorien fortentwickelt. Ich könnte Ihnen sehr viele Fördermittelprojekte und Strukturpläne aufzählen, aber ich glaube, darum geht es hier nicht. Es geht um eine Haltung. Die Stadt Köln befindet sich gerade an der Schwelle zu einer Positionierung von neuen Handlungs-

feldern, wir haben einen Strategieprozess begonnen. Dass wir das Thema Transkultur dann herüberholen, dass wir es zu einer Selbstverständlichkeit machen im Raum der Politik und der Verwaltung, inhaltlich und strukturell, in Personalfragen und in künstlerischen Produktionen, das ist entscheidend. Transkultureller Dialog sollte zu einer Basis werden und nicht Kürprogramm bleiben. Allerdings darf ich für Köln in Anspruch nehmen, dass Transkultur schon an vielen Stellen stattfindet. Wir haben hier im Literaturhaus ein wunderbares Autorencafé, in dem geflüchtete Autor*innen anzutreffen sind, in denen sich Gäste und Literat*innen miteinander austauschen können. Einer der wichtigsten Schritte ist, dass wir jetzt und auch in Zukunft diesen Dialog nicht als Nebenfach behandeln oder Transkultur als neues Schlagwort abtun. Wenn es früher hieß: »Kultur für alle!«, so ist es heute: »Kultur durch alle!«

S.B.: Hand aufs Herz: Man trifft Dinge und Gedanken dieser Art ja eher in der freien Szene als in den Bereichen der Hochkultur. Oder wie ist das hier am Rhein? Können Sie ein bisschen die kölnischen Umstände schildern?

S.LA.: Die freie Szene ist hier in Köln sehr stark, und darüber sind wir auch glücklich. Sie nimmt sich in die Thematik hinein – ich sage extra nicht: »Sie nimmt sich der Thematik an«, denn das hat etwas von Samaritertum. Sie verbindet sich gewissermaßen mit ihr, ist also mittendrin. Nun sitzen wir hier im Wallraf-Richartz-Museum, und wir stellen Ähnliches fest: Nicht nur in der Vermittlung, sondern auch in den Ausstellungen finden wir immer mehr Positionen des Transkulturellen. Unsere wunderbare Museumslandschaft würde ich nun unbedingt zur Hochkultur zählen. Die Museen Kölns tragen diese Tagung mit. Und wenn ich auf andere Bereiche blicke, dann wird dies dort ebenfalls gelebt: im Schauspiel, in der Oper, der Philharmonie oder der Akademie der Künste der Welt. Dieses Thema gehört zu uns in Köln.

Kernfragen überall, auch am Infotisch Foto: Britta Handke



18 Standbein Spielbein 107 | 1 2017 Thema

- S.B.: Ganz neu ist unsere Frage aber nicht. Im Grunde geht der Weg von multikulturellen Begegnungen über den interkulturellen Austausch zum transkulturellen Dialog. Wir beobachten das schon einige Jahre. Was hat sich denn geändert? Kommen jetzt, in diesem Moment auch neue Kooperationspartner*innen dazu? Sind Ihnen da Leute begegnet, die vielleicht früher noch nicht mit an Bord waren?
- S.LA.: Ich möchte das einmal so ausdrücken: Wir versuchen natürlich, kulturpolitisch immer mehr Institutionen anzusprechen und auch darzustellen, wie viel das transkulturelle Denken und Handeln diesen Leute bringt. Um sie zu überzeugen. Dieses gegenseitige Lernen voneinander, das wechselseitige Befruchten – davon könnte es natürlich auch in einer Kulturstadt wie Köln noch mehr geben. Darauf arbeiten wir natürlich hin, da muss man an manchen Stelle noch Aufklärungsarbeit leisten und die Menschen miteinander in Verbindung bringen. Darin sehe ich eine der Zukunftsaufgaben der Kulturstadt Köln, aber es ist natürlich auch eine Chance, wie übrigens für alle Kommunen!
- S.B.: Und was kann man noch besser machen?
- S.LA.: Transkultur ist generell als Selbstverständlichkeit und nicht als Sonderkapitel zu behandeln. Wir können nicht sagen: »Plötzlich ist es aufgetaucht, darum müssen wir uns kümmern«. Man muss es besser machen wollen, indem der transkulturelle Dialog zu einem klaren Bestandteil wird, zu etwas, was zu uns gehört.
- S.B.: Vielen Dank, Frau Beigeordnete!

Bundeszentrale für politische Bildung

S.B.: Frau Dr. Hornstein-Tomić, schön dass Sie ebenfalls hergefunden haben. Sie hatten die Möglichkeit mitzuhören. Gab es für Sie auch so einen Moment in letzter Zeit? Vielleicht auch in einem Museum? Ist Ihnen etwas begegnet?

Caroline Hornstein Tomić (C.HT.): Im Museum? Viel zu selten, Sie berühren hier einen empfindlichen Punkt... Aber ich war auf der Frankfurter Buchmesse – vielleicht kein musealer Ort, wobei man auch darüber streiten könnte – und das, was uns hier heute und morgen beschäftigt, ist natürlich in allen Lebens- und Wissenswelten das zentrale Thema.

- S.B.: Anders als die Museen, die sich bislang den Themen Flucht und transkultureller Dialog eher situativ nähern, hat die Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) natürlich einen grundsätzlichen und spezifischen Auftrag, der eben eine intensive Auseinandersetzung mit den Feldern fordert und fördert – wie geht die bpb mit dem Thema Flucht um?
- C.HT.: Lassen Sie mich drei Bereiche herausgreifen: Die Bereiche Print, Multimedia und Förderung. In den ersten beiden Feldern, Print und Multimedia, geht es uns natürlich um verschiedene Punkte: zum einen um die Vermittlung von Fakten; dann aber auch um die Darstellung von Debatten und zwar – im Sinne der Kontroversi-

tät – aller verschiedenen Positionen und Perspektiven, die in diesen Debatten zum Tragen kommen. Das ist ein zentraler Bestandteil unseres Bildungsauftrags. Wir geben Hintergrundinformationen, aber wir machen vielfach auch Erlebnisberichte – gerade online – zugänglich. Das ist für uns ein ganz wichtiger Einstieg der Vermittlungsarbeit. Und wir bieten natürlich Einblicke in die Arbeit der vielen zivilgesellschaftlichen Organisationen, die mit den um Flucht kreisenden Fragen ständig befasst sind.

Wir stehen bei Hintergrundinformationen und Fakten unter dem Druck der Tagesaktualität. Daher ist es ein Gebot unserer Arbeit, ständig aktuell zu sein, uns der Aktualität anzupassen und die Situation zu bewerten – also ein zuverlässiger Wissenszuträger an unsere Zielgruppen zu sein. Damit sind wir natürlich ständig auch gefordert, unsere Angebote zu ergänzen und auszubauen. Zu Jahresbeginn haben wir eine Förderung für Projekte ausgeschrieben und hatten tatsächlich dann 662 Bewerbungen. Das war eine unglaubliche Fülle, die ein großes Potenzial birgt. Davon konnten wir etwa 40 Modellprojekte in diesem Jahr fördern und hoffen, dass wir über die Förderung, die wir sehr intensiv und nah begleiten, möglicherweise neue Träger gewinnen, die dann den Prozess der Anerkennung als Trägerorganisation durchlaufen. Wir kooperieren, begleiten, beraten hier intensiv und vernetzen auch. Wir haben in drei Tagen in Bonn ein solches Vernetzungstreffen von Projektträgern. Natürlich machen wir auch selbst Projekte zum Thema, allein 60 sind es 2017. Und auch hier spielt die Vernetzung eine wichtige Rolle.

S.B.: Nur, dass ich das noch einmal richtig verstehe: Die Fülle der eingereichten Projekte war zum Thema Flucht?



Bei aller Vorbereitung: Das Catering erreichte die Auslastungsgrenze. Foto: Britta Handke **C.HT.:** Ja. Aber die Thematik entwickelt sich weiter. Das Thema war bisher Flucht und Asyl, aber nun verschieben wir langsam den Fokus von der Willkommenskultur hin zu Integrationsmaßnahmen. Im nächsten Jahr wird es ein Dreiklang sein, Flucht, Asyl und Integration, und insbesondere mit Blick darauf bin ich froh, hier auf dieser Tagung zu sein, weil gerade in der Kulturellen Bildung natürlich Wissensbestände vorhanden sind, von denen wir für unsere Arbeit in den kommenden Jahren sehr viel mitnehmen können.

S.B.: Das ist ein wichtiges Stichwort. Seit vielen Jahren gibt es von der bpb zahlreiche Kooperationsprojekte mit Museen, und auch mit dem Museumsdienst Köln haben gemeinsame Projekte stattgefunden. Für diese Tagung zum Thema Flucht sind Sie konkret auf den Museumsdienst als Partner zugegangen. Welche Motive stecken dahinter, wenn Sie auf die Museumspädagogik als Partnerin setzen?

C.HT.: Wir haben bereits eine langjährige Erfahrung der Kooperation mit dem Museumsdienst Köln, der in der interkulturellen bzw. transkulturellen Bildung einen großen Wissensschatz und Wissensvorsprung hat. Die Politische Bildung ist sehr an den Ansätzen der kulturellen Bildner*innen und gerade auch der Museumspädagogik interessiert. Bei allen Differenzen, die es natürlich zwischen Politischer und Kultureller Bildung gibt, bestehen zahlreiche Schnittstellen. Ein zentraler Begriff hier, der für uns und unsere Arbeit bedeutsam ist, ist die Lebensweltrelevanz: Die Nähe zu Lebenswelten und Erfahrungswelten, der Perspektivenwechsel – das ist für uns enorm wichtig.

S.B.: Dann sage ich herzlichen Dank!

Bundesverband Museumspädagogik e.V.

S.B.: Anja Hoffmann, Sie sind hier auf dem Podium als Vorsitzende des Bundesverbands Museumspädagogik. Die Kolleginnen und Kollegen an großen, mittelgroßen und kleinen Häusern haben aus den verschiedenen Kontexten heraus schon eine Weile an der Thematik Interkulturalität gearbeitet. Wenn Sie einmal in den Rucksack der Bildung und Vermittlung im Museum schauen, an welchem Punkt sind wir aktuell? Was ist jetzt neu, was muss transkulturell geschehen und was verschiebt sich dabei?

Anja Hoffmann (A.H.): Themen wie Inklusion und Diversität, die ja deutlich in den transkulturellen Dialog hineinspielen, begleiten Museumspädagog*innen, die immer an der Schnittstelle zwischen den Museumsinhalten und den Museumsgästen arbeiten, schon sehr lange. Daher können wir sehr selbstbewusst sagen, dass wir Weltmeister darin sind, zielgruppenspezifische Angebote zu entwickeln. Die Herausforderung besteht immer wieder darin, dieses bisweilen sehr exklusive zielgruppenspezifische Denken auch inklusiv wieder zu einem Punkt zusammenzuführen. Und das muss selbstverständlich werden, nichts Besonderes mehr sein.

Aktuell ist für uns das Ungleichgewicht zwischen bestimmten ländlichen Regionen und Ballungsgebieten eine große Herausforderung. Wenn man zum Beispiel auf Köln oder Berlin blickt, dann sieht man, dass dort Projekte – groß oder klein und in ganz verschiedener Couleur – schon richtig durchstarten. Damit tun sich

andere Regionen deutlich schwerer. Also ist es wichtig zu prüfen, wie ich bestimmte Methoden und Ansätze in die Fläche trage. Was man auch sagen muss: Der Druck ist größer geworden. Wir haben uns vor sieben Jahren das letzte Mal mit dem Thema Migration beschäftigt; es ist eigentlich ein Querschnittsthema, ein durchgängiges Thema. In den letzten Monaten stieg der gesellschaftliche und kulturpolitische Druck immens. Daher ist es für uns wichtig, Projekte – eben wurde viel Gutes über Projektförderung gesagt, die wir sehr zu schätzen wissen – zu nutzen, um neue Methoden und neue Wege auszuprobieren. Aber wir brauchen für uns und unsere Häuser auch ein nachhaltiges Konzept des interkulturellen Dialogs. Wir dürfen eben nicht in einem Projektfeuerwerk verbrennen oder in Aktionismus verfallen. Die Dinge müssen nachhaltig und langfristig angelegt sein. Deswegen würde ich mir wünschen, dass man sich zu unserem Thema einen winzigen Moment des Innehaltens gönnt, bevor man richtig loslegt, um für sich und sein eigenes Haus oder seinen Verband zu überlegen, welche Strategie man braucht. Was will ich überhaupt? Besucherorientierung, Besucherbedürfnisse, interkultureller Dialog? Wer bin ich überhaupt, wie passt das zu mir und meinem Umfeld? Erst dann wird eine stimmige Sache daraus.

S.B.: Wir werden im Laufe der Tagung sicherlich darauf zurückkommen: Können Geflüchtete eine Zielgruppe sein oder zu mehreren Zielgruppen werden, die wieder als Segmente zu begreifen sind?

A.H.: Ja, und dann hoffentlich nicht exklusiv aufgefasst werden.

S.B.: Sie raten den Kolleg*innen, nicht aus einer spontanen Stimmung heraus zu agieren, sondern sich zur Beratung zurückzuziehen?

A.H.: Also ... aus dem Nähkästchen der Museumspädagog*innen geplaudert und zu einem Plenum gesprochen, das sich damit bestimmt identifizieren kann: Museumspädagog*innen sind ziemlich gut darin, sich jeden Schuh anzuziehen. Wir arbeiten ja ganz konkret mit den Gästen zusammen, viele von uns im direkten Kontakt. Und ich erlebe ganz häufig, dass sich die Kolleg*innen neue Besuchergruppen erarbeiten, also unmittelbar auf gesellschaftliche Impulse reagieren. Manchmal – muss ich gestehen – gibt es nicht einmal eine direkte Rückkopplung an die Direktion.

Ich finde es jedoch sehr wichtig, mit dem eigenen Haus zu klären, in welche Richtung man möchte. Ich rate zu einem Blick ins Leitbild, zu einem Gespräch mit der Museumsdirektion, mit den Vorgesetzten, um zu klären, in welche Richtung man marschieren möchte – ohne gleich zu drohen, dass man ansonsten alles stehen und liegen lässt bzw. nicht handelt. Ich würde es sehr befürworten, innerhalb des Hauses eine Linie und Strategie zu haben.

S.B.: Es ist ein früher Zeitpunkt in der Tagung, aber wenn Sie dennoch eine Vision formulieren, die auch kulturpolitisch Impulse setzt: Was würden Sie sich wünschen?

A.H.: Einen Wunsch hätte ich schon. Er ist nicht unbedingt kulturpolitisch verankert, sondern eher als Botschaft an die Museen zu verstehen: Der Wunsch, dass auch

die Institutionen einmal die Perspektive ändern. Wir sind doch immer noch sehr stark daran gewöhnt, dass die Besucher*innen uns finden und machen aus unseren Objekten und Ausstellungen heraus Angebote. Es ist natürlich auch okay, diese Position zu haben, aber ich glaube, wir müssen neue Wege nach draußen suchen, wenn wir in den interkulturellen Dialog viel selbstverständlicher einsteigen wollen. Zumindest um erstmal die Zugänge zu diesen Gruppen zu finden und eine neue Verhandlungsbasis zu finden. Darüber nachzudenken, sich zu öffnen und nach draußen zu gehen, das wäre eine Vision.

S.B.: Danke!

Neue deutsche Organisationen/ Neue deutsche Medienmacher

S.B.: Fatema Mian, ein herzliches Willkommen auch an Sie. Sie vertreten die Neuen Deutschen Organisationen und die Neuen deutschen Medienmacher, sind gewissermaßen in doppelter Funktion hier. Einmal für uns alle hier im Saal: Wer sind denn die Neuen Deutschen Organisationen?

Fatema Mian (F.M.): Ich muss mit den Neuen deutschen Medienmachern (NdM) anfangen, denn die Neuen Deutschen Organisationen (NDO) sind ein Projekt der NdM. Die NdM sind vor sieben Jahren gegründet worden, als Verein von Medienschaffenden mit und ohne Migrationshintergrund. Ziel war und ist mehr Vielfalt in den Medien und zwar sowohl in den Redaktionen als auch in den Blättern, Radioprogrammen, Fernsehbeiträgen. Des Weiteren haben dann die NdM ein Glossar herausgegeben...

S.B.: Ein vergriffenes und neu aufgelegtes Glossar, muss man dazu sagen ...

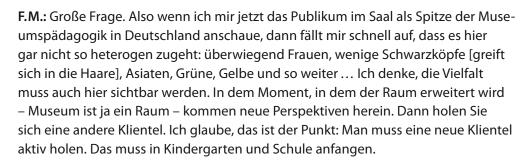
F.M.: Ja, ein immer wieder neu aufgelegtes. Es soll nicht verstanden werden als ein Must, sondern als Handreichung, um Begrifflichkeiten zu hinterfragen, um zu klären, welche Begriffe ich wann und wie benutze. Außerdem gibt es ein Trainee-Programm für diejenigen mit Migrationshintergrund, die Journalist*innen werden wollen. Neu hinzugekommen ist die Arbeit für Flüchtlinge und aktuell das No-Hate-Speech-Movement. Das alles können Sie auf unserer Homepage nachlesen, wenn Sie mehr wissen wollen.

Die NDO sind, wie gesagt, ein Projekt. Hierbei handelt es sich um ein loses Netzwerk aus Organisationen, die an die Migrantenverbände und Ausländerbeiräte anknüpfen. Der Verein Deutscher. Soldat zum Beispiel hat mich persönlich besonders beeindruckt, denn ich wäre selbst nie auf die Idee gekommen, dass es das gibt, zudem war ich sowieso gegen die Bundeswehr. Aber es gibt ja nun Soldaten mit marokkanischen Eltern, die den deutschen Staat jetzt in Afghanistan vertreten. Ein anderes Beispiel ist die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland. Die NDO sind einfach eine heterogene Plattform, oder besser: eine Plattform für heterogene Organisationen. Wir definieren uns inzwischen nicht mehr nur ethnisch. Wir fordern inzwischen auch Mitsprache und wollen Teil der Lösung sein. Ganz konkrete Forderungen wären, dass gesellschaftliche Vielfalt konsequenter Bestandteil der Schulund Berufsausbildung werden muss. Dass wir Daten brauchen, die sichtbar machen, wann und wie oft Benachteiligungen und Chancenungleichheit greifen. Dass wir darüber nachdenken, das Grundgesetz zu ändern und zu ergänzen um den Satz: »Deutschland ist ein vielfältiges Einwanderungsland«. Wir brauchen ein Ministerium für Gesellschaftspolitik, das all diese Maßnahmen bündelt. Also letztlich: netzwerken, netzwerken, um es salopp zu sagen.

S.B.: Kommen wir von der Verbandsebene zu einer kulturellen. Inwieweit interessieren sich die Neuen Deutschen für museale Kontexte?

F.M.: Im Moment noch gar nicht. Aber wir sind sehr vielfältig, und da gibt es eben solche wie mich, die sich für Kultur sehr stark interessieren.

S.B.: Was sollte sich im Museum ändern?



S.B.: Ich nehme Ihre Position als roten Faden: »not about us, not without us«. Das könnte ja eine Lösung sein, aber auch eine Losung – ein Leitfaden, an dem wir die Arbeitsfelder runter deklinieren. Ich danke Ihnen allen sehr herzlich für diesen ersten Impuls.



Konzeption von Formaten für die Politische Bildung, Organisation von kulturellen und künstlerischen Veranstaltungen, Moderation von Festivals, Konzerten, Diskussionsrunden und Lesungen u.a. zu den Themen Rassismuskritik, Diversität und (postkoloniale) Erinnerungskultur. sarah@berghkuk.de

Anja Hoffmann

Referentin für Bildung und Vermittlung für die acht Standorte des LWL-Industriemuseums. Arbeitsschwerpunkte: Strategien für »altersreife« Museen, inklusive Bildungs- und Vermittlungsangebote im Museum und Bildungspartnerschaften. Seit 2010 Vorsitzende des BVMP e.V.

Dr. Caroline Hornstein Tomić

anja.hoffmann@lwl.org

Leiterin der Fachabteilung und Stellvertreterin des Präsidenten der bpb. Zuvor leitende wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Zagreb und Leitung der Außenstelle der Konrad-Adenauer-Stiftung in Bosnien und Herzegowina. Beirätin in zahlreichen Organisationen.

info@bpb.de Fatema Mian

Journalistin beim Bayerischen Rundfunk, Redakteurin und Autorin. Themenschwerpunkte: Migration, Integrationspolitik, kulturelle Vielfalt und Transkulturalität. Mitglied bei den Neuen deutschen Medienmachern.

info@neuemedienmacher.de



Foto: Britta Handke



© LWL-Industriemuseum



Foto: martinscherag.de



Foto: privat

Das Konzept des »Socially Purposeful Museum«

Impuls 1 | Museum im Wandel

Léontine Meijer-van Mensch

Wir leben in einer hyperdiversen Gesellschaft. Hyperdiversität ist ein Begriff, der im gesellschaftspolitischen Diskurs der Niederlande eine sehr große Rolle spielt. In ihrem Impulsvortrag verbindet Léontine Meijer-van Mensch ihn mit gesellschaftspolitischen Interpretationsmöglichkeiten des Museums mit dem Ziel, diesen Ort empathisch aufzuladen.

Mein Input ist nicht theoretisch,¹ sondern speist sich aus reflektierter Praxis, denn ich glaube, dass Museologie nach wie vor im Wesentlichen darauf beruht. Daher können wir als Vermittelnde von der Beobachtung der Praxis am meisten profitieren. Bevor ich jedoch beginne, eine Bemerkung vorab: Ich frage mich, ob ich als Holländerin auch eine »Neue Deutsche« bin.² Ich glaube nicht... Obwohl ich natürlich neudeutsch bin, aber ich werde doch mit anderen Rahmensetzungen eingeordnet. Aber das nur am Rande.

Der Begriff der Hyperdiversität

Wir leben in einer hyperdiversen Gesellschaft. Diese Hyperdiversität ist ein Begriff, der im niederländischen Diskurs eine sehr große Rolle spielt. Er entstammt der postkolonialen Debatte, und ich beziehe mich hierbei auf Baumanns Essay Liquid Modernity.³ Bei aller Ambivalenz – diese Hyperdiversität tragen wir alle in uns, insbesondere in unseren urbanen Kontexten. Nun glaube ich, dass die Niederlande – wie auch andere postkoloniale Staaten – in Fragen der Hyperdiversität weiter sind als zum Beispiel Deutschland. Es kommt nicht von ungefähr, dass sich dort als erstes die Stadtmuseen – gefolgt von den ethnologischen Häusern – den Themen um Inklusion, Repräsentation und Hybridität der Gesellschaft gestellt haben. Eines der markantesten Beispiele ist das Amsterdam Museum,⁴ das sich als Stadtmuseum bereits seit Jahren mit gesellschaftlichen Veränderungen, dem demografischen Wandel und den postkolonialen Fragestellungen beschäftigt. Wen repräsentieren wir eigentlich? Was zeigen wir? Wer ist eigentlich integriert und wer muss draußen bleiben? Ich habe mich mit diesen Diskursen sehr stark auseinandergesetzt, vor allem im Hinblick auf das Sammeln der Gegenwart – was natürlich in erster Linie eine kuratorische Aufgabe ist – und dabei aber immer den Vermittlungsblick walten lassen. Nach meinem Selbstverständnis sollte dieser Vermittlungsblick auf allen Ebenen einer Institution gelten und nicht nur, wenn die Ausstellung steht und die Vermittler*innen gefragt werden, was sie denn aus diesem Produkt Nettes für unterschiedliche Zielgruppen machen können.

Seit zweieinhalb Jahren arbeite ich nun im Dahlemer Museum der Europäischen Kulturen (MEK), Teil der Staatlichen Museen zu Berlin (SMB) und damit der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK). Das Haus war bis 1945 das Museum für deutsche Volkskunde, hat seither verschiedene Paradigmenwechsel durchlaufen und sich nach einer Neuausrichtung 1999 zu Europa hin gewendet. Seither untersucht das Museum historische, kulturelle und nationalstaatliche Grenzen zwischen dem Eigenen und dem vermeintlich fremden Anderen, alles im Grunde unter dem Dach der hochaktuellen Frage: Was ist eigentlich Europa? Dies führt zu sehr diversen und hybriden Themen. Als ich im MEK begonnen habe, versuchte ich meine Kolleg*innen zu motivieren, noch stärker über diese sozialen Fragen und ihre gesellschaftliche Relevanz in Museen nachzudenken. Weshalb tun wir das, was wir tun? Und für wen?

The Socially Purposeful Museum

In diesem Zusammenhang ist die Idee des Socially Purposeful Museum fruchtbar, die im Research Centre for Museums and Galleries der University of Leicester entstand,⁵ das ja insgesamt von der Institution Museum ein Einstehen für inklusive und soziale Belange und aktives gesellschaftliches Handeln einfordert:

»The Socially Purposeful Museum is a dynamic, vital institution that has rich relationships with diverse audiences; that nurtures participatory and co-creative

Projektauftakt und freundliche Übernahme der Ausstellungsräume durch KUNSTASYL

© Staatliche Museen zu Berlin, Museum Europäischer Kulturen/ Ute Franz-Scarciglia



practice and is part of people's every day lives; that seeks to foster progressive social values, and, at the same time, is widely recognised as a site for dialogue and debate; that works collaboratively with a range of institutions within and beyond the cultural sector to engender vibrant, inclusive and more just societies.« 6

Mit diesen Gedanken im Gepäck bin ich in Berlin angetreten und wollte sie im MEK implementieren. Eine solche Theorie ist natürlich das eine, sie in die Praxis umzusetzen jedoch das andere... Deshalb bin ich schnell auf den Boden der Tatsachen gelangt, wo sich aber Erfolge im Kleinen eingestellt haben. Eines dieser Projekte möchte ich vorstellen. Es hat diesen Auftrag des Socially Purposeful Museum angenommen.

Friendly occupied

Am MEK wurden am 4.3.2016 die Wechselausstellungsräume übernommen – friendly occupied gewissermaßen – von einer Gruppe, die der Initiative KUNSTASYL entstammte, einer Gruppe von Geflüchteten, Künstler*innen, Aktivist*innen und Bewohner*innen eines Flüchtlingswohnheims in Berlin-Spandau.⁷ Dort leben etwa 100 Menschen, und KUNSTASYL war dort bereits eine Weile aktiv, als wir gefragt haben, ob die Gruppe zusammen mit den Bewohner*innen des Heims nicht die Räume des Museums übernehmen wollte. Einfach war das natürlich nicht, weder im Vorfeld noch im Prozess. Die Vorgespräche zogen sich über fast ein Jahr hin – mit sukzessiven Annäherungen und intensiven Auseinandersetzungen, auch über semantische Fragen: Reden wir über Flüchtlinge, Geflüchtete oder über Leute, die fliehen mussten? Am Ende sprachen und sprechen wir jetzt über Leute, die fliehen mussten. Sollte ein Projekt dieser Art co-kreativ sein, oder sollte das MEK tatsächlich seine Räume überlassen? Wie geht das rechtlich und faktisch, in einer so ehrwürdigen Institution wie den SMB?

Wir als Museumskolleg*innen sind häufig in der Unterkunft in Berlin-Spandau gewesen, umgekehrt waren die Heimbewohner*innen und die Protagonist*innen von KUNSTASYL aber auch häufig bei uns zu Gast, vor allem in den Sammlungen. Seit dem 4.3.2016 bekamen die Ausstellungsräume nach und nach einen Werkstattcharakter, und vom 21.7.2016 an war das Ergebnis zu sehen. Für das Museumsteam waren verschiedene Punkte sehr klar: dass sich ein Museum Europäischer Kulturen, das sich dem gegenwärtigen Europa und seiner Alltagskultur widmet, mit der Dimension und Aktualität der Flüchtlingsbewegung auseinandersetzen muss; dass dies unser Wille sein muss, wenn wir ein Socially Purposeful Museum sein wollen; dass wir das als Museumsmitarbeitende nicht autonom schaffen können, sondern nur mit den Menschen, die es betrifft; dass wir das nicht müssen, sondern wollen; dass Menschen, die fliehen mussten, sich selbst artikulieren können; dass wir wirklich partizipativ arbeiten wollen, und daher Räume abgeben müssen – Denkräume, politische Räume und auch museale Räume.

daHeim. Einsichten in flüchtige Leben

Die entstandene Ausstellung daHeim. Einsichten in flüchtige Leben (22.7.2016-2.7.2017)⁸ ist ein Kunstprojekt, wie das Beispiel einer Inszenierung aus authentischen Betten zeigt, die aus mehreren Berliner Flüchtlingsheimen stammen.



Einblick in die Ausstellung daHEIM: Einsichten in flüchtige Leben

© Staatliche Museen zu Berlin, Museum Europäischer Kulturen/ Ute Franz-Scarcialia

> Unser Beitrag als Museum war es, diese aktuellen Inszenierungen von KUNSTASYL mit Narrativen von Flucht, Vertreibung und Emigration aus dem 19., 20. und 21. Jahrhundert zu kontextualisieren. Der historisch-biografische Kontext kam also von uns, die gegenwärtige Selbstdarstellung von den Leuten selbst. Das war uns wichtig. Im Heim leben Menschen aus Iran, Irak, Afghanistan, verschiedenen afrikanischen Ländern, aber auch aus dem Kosovo und aus Bosnien. Es ist eine sehr heterogene Situation, in der man gar nicht trennen kann, ob Menschen dem Krieg entfliehen oder der schwierigen wirtschaftlichen Situation. Gerade darüber haben wir am Anfang sehr häufig gesprochen: Wollen wir diese Trennung vornehmen? Wie ist unsere Haltung als Museum? Wie gehen wir mit unseren eigenen heterogenen Meinungen und Positionen um? Schließlich haben wir uns gegen eine Teilung entschieden, denn es geht ja konkret um die Unterkunft in Berlin-Spandau. Im Falle unserer historischen Protagonist*innen trennen wir ja auch nicht. Wenn man in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem Süden Smålands, wo es einfach nichts zu essen gab, nach Ellis Island gekommen ist, dann war man nach heutiger Lesart ein Wirtschaftsflüchtling. So haben wir versucht, die beiden Sphären miteinander in Beziehung zu setzen. Wir wollten keine strukturellen Fragen lösen, sondern biografisch herangehen, sowohl bei den historischen Protagonist*innen als auch bei den aktuellen Kontextualisierungen.

> Zur Ausstellung gehört auch ein umfangreiches Vermittlungsprogramm, zum Beispiel ein *Garten der Träume*. Bewohner*innen aus dem Heim, aber auch Museumsmitarbeitende oder sonstige Gäste und natürlich vor allem unser Stammpublikum können im Museumsgarten Pflanzen setzen und ihre Träume mit einer Pflanze verbinden. Erst waren es fünf, dann 15 und schließlich 40 Leute, die für einen Workshop zusammengekommen sind. Von Anfang an war deutlich, dass wir den Reichtum des musealen Ortes in diesem Projekt spiegeln wollten. Ein Beispiel dafür lieferte uns Bereket aus Eritrea. Wir sind durch die Ausstellung gegangen und waren



Bereket beim Dachbau im Museumsgarten © KUNSTASYL

auch im benachbarten ethnologischen Museum. Dort hat er eine kleine Hütte aus Neuguinea gesehen und gesagt: »Das kenne ich. Ich bin nämlich Dachdecker. Und diese Dächer aus Neuguinea – die kann ich machen, ich habe das selbst in Eritrea gemacht. Aber wenn ich das mache, dann möchte ich nicht, dass das im ethnologischen Museum zu sehen ist, sondern im MEK. Denn ich bin jetzt in Europa«. Wir fanden das als Museum wunderbar: Was ist denn nun europäisch? Hier zeigt sich an einem Beispiel die ganze Komplexität von Hybridität. Deshalb steht sein Werk jetzt im Garten. Bereket wollte es zwar in den Ausstellungsräumen zeigen, aber dagegen sprachen die Einwände der Restaurierungskolleg*innen. Jetzt steht Berekets Hütte draußen, und wir veranstalteten zusammen mit der Gruppe KUNSTASYL mehrere Workshops – ich weiß jetzt, wie man ein eritreisches Dach baut. Wer kann das schon von sich sagen? Das eigentlich Tolle jedoch ist, dass Bereket durch diese Selbstdarstellung jetzt eine verkürzte Lehre bei einem Dachdecker bekommen hat. Hier erweist sich der öffentliche Ort Museum als Ort des Vertrauens. Wenn ein Museum mit einer bestimmten Person arbeitet, dann ist diese Person vertrauenswürdig.

Heterotopie, Contact Zone, Third Space

Ich bin begeistert von drei Begriffen, mit denen sich Museen umschreiben lassen und die genau den Kern unserer Diskussion treffen: Heterotopie (Michel Foucault), Contact Zone (Mary Louise Pratt/ James Clifford) und Third Space (Homi K. Bhabha). Heterotopien sind nach Foucault »wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können.« § Als Beispiele nennt der Philosoph unter anderem Jugend-, Alten- und Erholungsheime,

psychiatrische Kliniken, Gefängnisse, Kasernen, Kinos, Theater, Gärten, Bibliotheken und Museen. Der Begriff Contact Zone stammt aus dem postkolonialen Diskurs der 1990er Jahre, genauer gesagt von Mary Louise Pratt und James Clifford. Er beschreibt gesellschaftliche Räume, in denen unterschiedliche soziale und kulturelle Positionen aufeinandertreffen, miteinander jeden Tag auskommen müssen und verhandelt werden. Homi K. Bhabha hat als Inder lange über das Verhältnis zwischen den Kolonisierenden und den Kolonisierten nachgedacht. Seine Verwendung des Begriffs Third Space führt uns auf eine interessante Spur: Bhabha bezeichnet damit einen Aushandlungsort, an dem Menschen mit unterschiedlichen Einstellungen zusammenkommen und miteinander um Bedeutungen streiten. Dabei entstehen neue Freiräume. In dem Dritten Raum zwischen sich, den die Kulturen durchqueren, findet eine Art Übersetzung statt. 11

Diese Konzepte haben es mir angetan. Denn eigentlich ist das Konzept des Socially Purposeful Museum so etwas wie Contact Zone, Third Space oder Heterotopie – also ein Ort, wo man Sachen austesten kann, wo sich Dinge reiben können, wo Multiperspektivität zugelassen ist. Aber: Die meisten Besucher*innen möchten das überhaupt nicht. Ich war 2013 wochenlang frustriert, nachdem ich die Ergebnisse einer Umfrage der britischen Museums Association gelesen hatte: »Museums hold a unique position of being trusted [...] Members of the public [...] see museums as the guardians of factual information and as presenting all sides of the story.« Die meisten Leute finden, dass Museen eigentlich nicht die geeigneten Orte sind, um diese Heterotopie auszuleben oder auch kontrovers zu diskutieren: »[P]articipants consistently agreed that museums were not appropriate environments in which to hold controversial debates.«¹²

Empathie als Schlüssel

Also sind wir in einer schwierigen Situation, vor allem im Hinblick auf den Flüchtlingskontext. Das zeigt ein Blick auf unsere Facebookseite. Dort wird die Ausstellung heftig diskutiert und diffamiert. Oft weiß man dann nicht mehr weiter und traut sich manchmal gar nicht, auf sein Smartphone zu schauen. Aber vielleicht kann Empathie ein Schlüssel sein, um diese Contact Zone, den Third Space tatsächlich zu bilden, wie ein letztes Beispiel zeigt. Roman Krznaric hat das empathische Museumskonzept erfunden und folgt dabei seinen Überlegungen zu Empathie im Allgemeinen. Im Empathic Museum wurde das Projekt A Mile in my Shoes erfunden, in dem das Publikum tatsächlich Schuhe eines anderen ausleihen und beim Laufen dessen Geschichte hören kann. Die Geschichten sind natürlich total unterschiedlich und rufen empathische Reaktionen hervor.

Ähnlich angelegt ist die Idee der *Human Library*, 2000 in Roskilde (Dänemark) entwickelt. Dort kann man kein Buch ausleihen, sondern einen Menschen. ¹⁴ Unterschiedliche Menschen aus unterschiedlichen Kontexten treffen so aufeinander und geraten miteinander ins Gespräch. Etwas Ähnliches wollten wir gerne im MEK realisieren. Wir wollten die Protagonist*innen aus dem Flüchtlingsheim in Berlin-Spandau einladen, um dann deren Geschichte zu erzählen oder die Geschichte von ihnen selbst erzählen zu lassen. Eines der Vermittlungskonzepte war der Workshop *Bettgeflüster*. Betten sind nämlich das einzig Private, was Menschen in einem Heim haben – neben einem Schrank, einem Stuhl und einem Mülleimer. Wenn man jeman-

den in einem Heim besucht, dann muss man sich auf die Bettkante setzen. Ich fand das bei meinen Anfangsbesuchen schwierig, denn ich dringe ja in die Privatsphäre eines anderen ein – man setzt sich nicht so einfach bei Unbekannten auf die Bettkante. Andererseits ist es sehr schön, denn das Gespräch wird sofort ganz persönlich. KUNSTASYL hat *Bettgeflüster* im Museum für Europäische Kulturen gewissermaßen als empathischen Versuch umgesetzt. Man konnte sich als Besucher*in vormerken lassen und bei jemandem mit Flüchtlingskontext auf der Bettkante sitzen – und einfach miteinander ins Gespräch kommen. So konnte eine Contact Zone, ein Third Space entstehen. Dieses dialogische Museumskonzept praktiziert beispielsweise John Kuo Wei Tchen, der Direktor des New Yorker Museum of the Chinese in America (MOCA): »Dialogue is not simply a technique to enhance visitor participation; it comes with moral responsibility to create spaces for thinking complex issues.« ¹⁵ Ich glaube, dass wir als Vermittelnde nicht nur in Bezug auf den gegenwärtigen Flüchtlingskontext in Europa weiterkommen, wenn wir über empathische Formate nachdenken. Das sind Schritte zu einem tatsächlich Socially Purposeful Museum.



Foto: Yves Sucksdorff

Léontine Meijer-van-Mensch

Programmdirektorin des Jüdischen Museums Berlin, zuvor wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Reinwardt Academie in Amsterdam und stellvertretende Direktorin im Museum Europäischer Kulturen in Berlin. Beirätin in verschiedenen museumsnahen Organisationen.

info@imberlin.de

- 1 Transkription und redaktionelle Überarbeitung: Dr. Matthias Hamann.
- 2 Leóntine Meijer van Mensch bezieht sich hierbei auf die Eingangsdiskussion und die Beteiligung der Neuen Deutschen Organisationen an der Tagung; siehe die Statements von Fatem Mian, S. 23.
- 3 Baumann, Zygmunt: Liquid Modernity. Cambridge 2000.
- 4 Siehe www.amsterdammuseum.com [09.02.2017].
- 5 Siehe www2.le.ac.uk/departments/museumstudies/rcmg [09.02.2017].
- 6 Dodd, Jocelyn: The Socially Purposeful Museum. In: Museologica Brunensia, 2, 2015, S. 28-32, hier S. 28.
- 7 Siehe www.kunstasyl.net [09.02.2017].
- 8 Siehe https://www.smb.museum/ausstellungen/detail/daheim-einsichten-in-fluechtige-leben.html [09.02.2017].
- 9 Foucault, Michel: Andere Räume (1967). In: Barck, Karlheinz (Hg.): Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik; Essais. Leipzig 1992, S. 34–46, hier S. 39.
- 10 Vgl. Pratt, Mary Louise: *Arts of the Contact Zone*. In: Profession 1991, S. 33–40 und Clifford, James: *Museums as Contact Zones*. In: Clifford, James: Routes: *Travel and Translation in the Late Twentieth Century*. Cambridge & London 1997, S. 188–219.
- 11 Vgl. Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*. London & New York 1990 (dt.: Bhabha, Homi K.: *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2000) und vgl. Rutherford, Jonathan: *The Third Space. Interview with Homi Bhabha*. In: Rutherford, Jonathan (Hg): *Identity: Community, Culture, Difference*. London 1990, S. 207-221.
- 12 Public perceptions of and attitudes to the purposes of museums in society. A report prepared by BritainThinks for Museums Association, März 2013, www.museumsassociation.org/download?id= 954916 [10.02.2017], S. 3 und S. 6.
- 13 Vgl. http://www.empathymuseum.com/ [10.02.2017]. Zum Kontext siehe Krzanaric, Roman: *Empathy: Why It Matters, and How to Get It.* New York 2014.
- 14 Siehe www.humanlibrary.org [10.02.2017].
- 15 Zur Gesamtidee des Dialogic Museum siehe Kuo Wei Tchen, John: *Creating a Dialogic Museum: The Chinatown History Museum Experiment*. In: Karp, Ivan u.a. (Hg.): *Museums and Communities: The Politics of Public Culture*. Washington D.C. 1992, S. 285-326.

Wandel der Gesellschaft – gesellschaftlicher **Wandel**

Impuls 2 | Publikum im Wandel

Riem Spielhaus

Komplexe Prozesse der Migration, Globalisierung und Individualisierung haben in den vergangenen Jahrzehnten zu einer verstärkten ethnischen, kulturellen und religiösen Pluralisierung der deutschen Gesellschaft geführt. Das lässt sich heute von niemandem mehr ignorieren. Zur Diskussion steht der Umgang mit dieser Entwicklung, nicht deren Faktizität: das Wie also, nicht mehr das Ob.

In beeindruckender Weise öffneten im vergangenen Jahr Millionen Deutsche ihre Herzen und zum Teil Wohnungen für Geflüchtete. Sie liefen zu Bahnhöfen und in Notunterkünfte, um sie mit dem Nötigsten zu versorgen, als der Staat überfordert war. Religiöse Einrichtungen, in denen das Selbstverständnis im Hinblick auf solche Situationen weitgehend unstrittig scheint, boten Hilfe an. Aber auch in den Chefetagen vieler Kultur- und Bildungseinrichtungen wurden schnell Entscheidungen getroffen, die die Beteiligung von Geflüchteten ermöglichten. Universitäten richteten Sonderseminare für geflüchtete Akademiker*innen ein und entwickelten Regeln für die Anerkennung in den Herkunftsstaaten erbrachter Leistungen. Theater arbeiteten mit Geflüchteten, Opernhäuser suchten in Flüchtlingsunterkünften nach Künstler*innen und brachten syrische Musik auf die Bühne. Hier wurde deutlich, dass die Neuangekommenen eben nicht nur geflüchtet waren, sondern auch etwas mitbrachten.

Einige von Ihnen werden sich vielleicht noch erinnern, wie über Jahrzehnte verneint wurde, dass Deutschland von Migration geprägt ist. Dass viele von den Menschen, die zum Arbeiten, Studieren, Heiraten und Leben ins Land gekommen sind, nicht vorhatten zurückzukehren – diese Realität wurde hartnäckig abgestritten, bis Anfang der 2000er in dem Satz »Deutschland ist ein Einwanderungsland« ein neuer politischer Konsens seinen Ausdruck fand. In dieser Zeit wurde auch die Forderung nach interkultureller Öffnung staatlicher Institutionen laut. In diesem Einwanderungsland hat sich allein in der letzten Dekade viel verändert. Polarisierende Debatten hinterfragen zwar weiterhin die Integrationsfähigkeit und Zugehörigkeit der Nachkommen von Gastarbeiter*innen und neu hinzukommenden Geflüchteten. Seit einiger Zeit erregen sie jedoch stärkeren und sichtbareren Widerspruch. Eine kritische Masse derer, die zuvor als kaum integrierbar dargestellt wurden, ist inzwischen in Positionen gelangt, die ihnen eine Einmischung in öffentliche Debatten erlaubt und diesen Widerspruch sichtbar macht.



Diversity – auf Publikumsseite längst Alltag. Szene aus dem Projekt Museobilbox: Wie klingt Köln? des Museumsdienstes Köln Foto: Julia Müller

Von Eingewanderten zu neuen Deutschen

Diese »neuen Deutschen«, wie die Berliner Migrationssoziologin Naika Foroutan das so entstehende Potenzial für eine gesellschaftliche Bewegung nennt, 1 sind nicht nur durch ihre unterschiedliche Herkunft geprägt, sie teilen vor allem eine neue Vision von einem durch Vielfalt geprägten Deutschland. Sie prangern rassistische Diskurspraktiken und Strukturen an. Sie organisieren sich zunehmend, um Stigmatisierungen und Ausgrenzung entgegen zu treten und die Pluralität der deutschen Gesellschaft sichtbar zu machen. Ihre Vereine heißen Deutscher Soldat, Buntesrepublik oder DeuKische Generation und ihre Dachverbände Neue Deutsche Organisationen oder NEMO (steht für: Netzwerke von Migrantenorganisationen). Zunehmend vernehmbar melden sie sich im Theater, in den Medien, der Zivilgesellschaft, der Bundeswehr und vielen anderen gesellschaftlichen Feldern zu Wort und stoßen dabei immer häufiger auf Resonanz, denn was sie zu sagen haben, wird mittlerweile als gesellschaftlich relevant wahrgenommen. Beispielhaft dafür ist die Erfolgsgeschichte des in dem Berliner Off-Theater Ballhaus Naunynstraße in Kreuzberg entstandenen postmigrantischen Theaters, das erst die Feuilletons eroberte und schließlich Unter den Linden ins Maxim Gorki Theater Einzug hielt.²

Auch im deutschen Fernsehen wird die Vielfalt sichtbarer: Ganz unbemerkt, unmarkiert und normal gehört Sükrü Pehlivan zum *Trödeltrupp* auf RTL II. Die Journalistin Dunja Hayali moderiert ebenfalls selbstverständlich prominente Sendungen wie das *ZDF-Morgenmagazin*, Nachrichtensendungen und Talkformate. Spätestens seit dem Sommer 2015 ist sie massiver Hetze ausgesetzt. Dies macht deutlich:

Je stärker die Vielfalt der Gesellschaft sichtbar wird, desto stärker kann sie wahrgenommen werden und ruft mitunter heftigen Widerspruch hervor. Wandel geht niemals nur in eine Richtung – auch wenn uns das retrospektiv so erscheinen mag. Aktuell polarisiert sich die Debatte zunehmend und das bei weitem nicht nur in Deutschland oder den USA. In Dänemark, Schweden, Frankreich, den Niederlanden, Großbritannien, Polen und Ungarn nutzen populistische Parteien die nationalistische Rhetorik gegen die Eliten, gegen Bildungsinstitutionen, gegen die Europäische Union, aber vor allem gegen Zuwanderung gerade auch im Angesicht der Flüchtenden zur Mobilisierung von Wählerstimmen. Ihre Erfolge liegen konstant bei über 20 Prozent. Dort haben sie über Minderheitenregierungen erheblichen Einfluss auf die Politik des Landes, wenn sie sie nicht gar selbst als regierende Parteien bestimmen.

Wie konnte es dazu kommen und was bedeutet das für etablierte Institutionen der Bildung und Kultur?

Gesellschaftlicher Wandel und Identitätsbildung

Zwei Thesen möchte ich hier aufstellen, die weitläufigen Analysen womöglich entgegenstehen: Erstens, die Veränderungen der Gesellschaft, die heute den strukturellen Wandel staatlicher Einrichtungen nach sich ziehen, haben nicht erst im Sommer 2015 begonnen, sondern in den 1950er Jahren mit der Anwerbung von Arbeitskräften für den Wiederaufbau des Landes. Zweitens, die Veränderungen, die wir heute diskutieren, haben nicht nur mit Migration zu tun, sondern auch mit der Digitalisierung unserer Kommunikation und der Versicherheitlichung unserer Debatten. Unsere Gesellschaften haben sich in vielfältiger Form gewandelt. Angesichts dieses Wandels sehen sich identitätsbildende Institutionen wie Museen, Theater und Schulen mit der Frage konfrontiert, inwiefern sie ihrer Aufgabe gerecht werden. Es ist aber darüber hinaus die Frage zu stellen und zu diskutieren, welche Aufgaben sie überhaupt haben – und haben sollten!

Insbesondere an staatlich geförderte Einrichtungen wird die Erwartung gerichtet, Impulse für das Zusammenleben und die Entwicklung von Konfliktfähigkeit zu geben. Minderheiten und marginalisierte Gruppen fragen, ob sich in ihren Angeboten die Diversität der Gesellschaft und des potenziellen Publikums widerspiegelt. Museen sind so vor die Herausforderung gestellt, sich und ihre Rolle neu zu erfinden – am besten im Gespräch mit der sie umgebenden Gesellschaft. Wenn sie gesellschaftlich relevant sein und bleiben wollen, sind Bildungs- und Kultureinrichtungen gefragt, Angebote für den Umgang mit Vielfalt und mit den Konflikten, die sich aus ihr ergeben, zu bieten. Aus den sich polarisierenden Debatten leitet sich die schwierigere Frage ab, wie gesellschaftliches Leben in der pluralen Gesellschaft gestaltet werden kann, gerade dann, wenn es einen Dissens gibt, gerade dann, wenn unterschiedliche Interessen aufeinander stoßen.

Die gesellschaftlichen Veränderungen spiegelten sich nur äußerst zähflüssig in den Institutionen der Gesellschaft, ihren Verwaltungen, politischen Parteien und Parlamenten, den Medien oder den Kultur- und Bildungseinrichtungen. Wenn vor dem vergangenen Sommer laut Mikrozensus etwa 15 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland lebten, dann war das weder in unseren Parlamenten, den Medienredaktionen oder den höheren Bildungs- und Wissenschaftseinrichtungen abgebildet. Hier kann es also nicht nur um Geflüchtete gehen.



Diversity – auf Vermittlungsseite oft noch Neuland. Guides aus dem Projekt Multaka

Foto: Staatliche Museen zu Berlin

Die Herausforderungen der neuen Zuwanderung stoßen uns auf seit Jahrzehnten nicht abgeschlossene Baustellen. Diese Tagung befasst sich mit Angeboten an Geflüchtete in einem Kulturbetrieb, der die Kultivierung von Ausgrenzung noch nicht überwunden hat.

Migration und Hochkultur

Gastarbeiter*innen und deren Nachkommen wurden lange Zeit wohl hin und wieder als zu problematisierendes Thema, aber kaum als Zielgruppe oder Akteur*innen der deutschen Hochkultur verstanden. Der Innsbrucker Erziehungswissenschaftler Erol Yildiz vermisst seit geraumer Zeit die postmigrantischen Perspektiven und Narrative im deutschen Diskurs und auf deutschen Bühnen.³ Dabei ist die Zahl der kulturaffinen Kinder und Enkelkinder von Gastarbeiter*innen und anderen Eingewanderten, die sich und ihre Geschichten zum Thema heutiger Literatur und Kunst machen, gewachsen. Der Personalbestand von Regelbetrieben, in Verwaltungen, Lehrerzimmern und Kultureinrichtungen müsse die Vielfalt in der Gesellschaft widerspiegeln, fordert der Autor Mark Terkessidis seit langem.⁴ Der einführende Text zu dieser Tagung formuliert den Anspruch, Museen sollen Orte sein, die sich zur aktuellen Situation verhalten.⁵

Die Entwicklungen der vergangenen Jahre machen einiges deutlich: Zugewanderte und Menschen, die aufgrund ihrer Namen oder ihres Aussehens für solche gehalten werden, und natürlich auch Geflüchtete, sind an Kunst und Kultur interessiert! Unter einer Bedingung: Sie sind an Kunst und Kultur vor allem dann interes-

siert, wenn sie, ihre Geschichten, ihre Perspektiven und ihre Probleme darin vorkommen. Am besten gelingt das, wenn neue Kreative, wenn junge Menschen in ihrer Vielfalt nicht nur als Adressat*innen, sondern als Akteur*innen von Kultur verstanden und einbezogen werden. Also: nicht für, sondern mit ihnen gestalten. Die Museumsforscherin Susan Kamel formulierte in treffender Weise das Motto: »Wir brauchen Vielfalt in, vor und hinter den Vitrinen!« ⁶

Das Museum für Islamische Kunst im Pergamonmuseum Berlin hat einen Weg entwickelt, das kurzfristig umzusetzen. In dem Projekt *Multaka* – arabisch für Treffpunkt – führen Geflüchtete andere Geflüchtete durch verschiedene Häuser auf der Berliner Museumsinsel. Sie werden in die Lage versetzt, sich – wie im Deutschen Historischen Museum – tiefgründig mit der deutschen Geschichte und – im Bode-Museum – mit dem kulturellen Welterbe auseinanderzusetzen oder – etwa im Museum für Islamische Kunst – ihre persönliche Vergangenheit in Ausstellungsstücken der Berliner Museen zu entdecken. Es ist nicht weniger als ein grundsätzliches Neudenken der Kultureinrichtungen gefragt – und das nicht erst seit 2015! Neue Themen, neue Personen und sicherlich auch eine Veränderung der Strukturen sind Voraussetzung für Repräsentationen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit denen es gelingen kann, die vermeintlichen Gegensätze aufgrund von Herkunft oder Religion zu überwinden. Vielerorts gibt es spannende Ansätze, die allerdings oft temporär angelegt oder unterfinanziert sind. Deshalb brauchen wir Gelegenheiten wie diese Tagung, um innovative Ansätze in die Struktur zu bringen!



Foto: GEI Göttingen

Prof. Dr. Riem Spielhaus

Leiterin der Abteilung Schulbuch und Gesellschaft des Leibniz-Instituts für Internationale Schulbuchforschung. Professorin für Islamwissenschaft mit dem Schwerpunkt Bildung und Wissenskulturen an der Georg-August-Universität Göttingen.

spielhaus@gei.de

- 1 Foroutan, Naika: *Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungs-Identitäten. Wer gehört zum neuen Deutschland?* In: *Anerkennung, Teilhabe, Integration*. Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), 46-47/2010. S. 9-15.
- 2 Siehe http://www.ballhausnaunynstrasse.de/ [08.03.2017].
- 3 Vgl. Yildiz, Erol & Hill, Marc (Hg.): *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft.* Bielefeld 2014, insbesondere S. 9-12.
- 4 Vgl. Terkessidis, Mark: Interkultur. Berlin 2010, v.a. S. 169-210.
- 5 Siehe S. 10ff.
- 6 Kamel, Susan & Gerbich, Christine: Experimentierfeld Museologie über das Kuratieren islamischer Kunst- und Kulturgeschichten. In: Zwischen Anspruch und Möglichkeit. Kulturelle Bildung in Berliner Museen, Tagungsdokumentation (Deutsches Historisches Museum Berlin, 27.11.2012), S. 7. http://www.experimentierfeld-museologie.org/resources/dokumentation_lmb-tagung_2012.pdf [08.03.2017].
- 7 Siehe auch S. 88-89.

Diversität. Herausforderungen und Handlungsstrategien

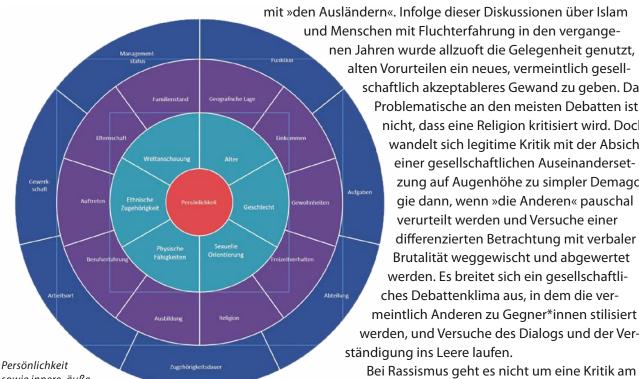
Impuls 3 | Institutionen im Wandel

Karima Benbrahim

Deutschland hat sich im vergangenen halben Jahrhundert allmählich über ein Zuwanderungsland wider Willen zu einer Migrationsgesellschaft entwickelt. Im Zentrum des Beitrags stehen der Wandel der Institutionen und Möglichkeiten der Partizipation. Karima Benbrahim erörtert Hindernisse und Handlungsstrategien zur Bekämpfung von Rassismus und zeigt Schritte zu einer anerkennenden Pädagogik auf.

Die Bundesrepublik Deutschland hat sich erst 2006 politisch dazu bekannt, ein Einwanderungsland zu sein. Dieser Rückstand spiegelt sich nicht nur in der Ausblendung einer multiethnischen und multireligiösen Gesellschaft wider, sondern auch in der Schwierigkeit, mit gesellschaftlicher Heterogenität umzugehen. Eine solche politische Kultur hängt stark mit der verinnerlichten Vorstellung einer nationalen Homogenität zusammen: Ein einheitliches Wir stellt nationale Gemeinschaft her und sträubt sich gegen neue Zugehörigkeiten. So werden schwarze Deutsche, Geflüchtete, Sinti und Roma, Muslime und Juden in Deutschland nicht als Teil der Gemeinschaft definiert, sondern immer wieder gefragt, woher sie kommen und damit als anders markiert. Wir leben in einer Migrationsgesellschaft, die von der Pluralität an Lebensentwürfen und Einstellungen lebt und von ihr beeinflusst wird. Postmigrantischer Alltag ist längst Normalität, von einer sogenannten interkulturellen Öffnung zu sprechen, erscheint verspätet und fast absurd. Doch wenn der Blick sich auf die Strukturen in Institutionen und Organisationen richtet, zeigt sich immer noch eine nahezu prämigrantische Realität, die von weißen, christlichen und heterosexuellen Männern geprägt ist.

In den vergangenen Jahren wurden wir Zeugen einer intensiven Debatte um die Rolle der Religion bei Integrationsprozessen in die Gesellschaft. Die dabei entwickelten Thesen sind gefährlich: »Der« Islam sei nicht integrationsfähig, »die« Muslime seien nicht Teil unserer Gesellschaft. Selbst an sich einfache Tatsachen führen in Politik und Gesellschaft zu teilweise hitzigen und polarisierenden Debatten, so etwa die Feststellung, dass der muslimische Glaube und Menschen muslimischen Glaubens spätestens seit den 1950er Jahren zu den Lebensrealitäten in Deutschland gehören. Die hier vertretenen Stereotype und pauschalen Zuschreibungen – etwa vermeintlich kulturell und/ oder ethnisch festgelegte Verhaltensmuster, fehlender Wille zu gesellschaftlicher Teilhabe und Integration seitens der Minderheiten – erinnerten an bereits bekannte Topoi aus vergangenen Debatten über »die« Probleme



sowie innere, äußere und organisationale Dimensionen bestimmen Diversität (nach Benbrahim)

nen Jahren wurde allzuoft die Gelegenheit genutzt, alten Vorurteilen ein neues, vermeintlich gesellschaftlich akzeptableres Gewand zu geben. Das Problematische an den meisten Debatten ist nicht, dass eine Religion kritisiert wird. Doch wandelt sich legitime Kritik mit der Absicht einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung auf Augenhöhe zu simpler Demagogie dann, wenn »die Anderen« pauschal verurteilt werden und Versuche einer differenzierten Betrachtung mit verbaler Brutalität weggewischt und abgewertet werden. Es breitet sich ein gesellschaftliches Debattenklima aus, in dem die vermeintlich Anderen zu Gegner*innen stilisiert werden, und Versuche des Dialogs und der Ver-

tatsächlichen Verhalten von Menschen, sondern um pauschale Unterstellungen, um Zuschreibungen bestimmter Orientierungen und Verhaltensweisen. Sie lassen eine individuelle Lebenspraxis und individuelle Überzeugung nicht zu und missachten damit ein Grundprinzip unserer Verfassungsordnung: die Offenheit für viele unterschiedliche Lebensstile, Weltanschauungen und religiöse Auffassungen. Rassismus betrifft den Lebensalltag von vielen Menschen und führt zu Ausgrenzung und Diskriminierungen. In ihren schlimmsten Auswüchsen können rassistische und rechtsextreme Einstellungen zudem zur Legitimation von Gewalt und Terror dienen. Die Zahl der Übergriffe auf Flüchtlingsunterkünfte, Moscheen und Synagogen sind alarmierend hoch.

Über 1000 Angriffe gegen Geflüchtete und ihre Unterkünfte sind schon allein im Jahr 2015 dokumentiert.

Verständnis von Diversität

Beim Thema Diversity im professionellen Handeln von Organisationen begegne ich häufig einem Missverständnis, das Diversität gleichsetzt mit interkultureller Kompetenz und den komplexen Ansatz damit auf das Kriterium der Herkunft reduziert. Auch wenn es große Überschneidungen gibt: Diversity ist mehr als Interkulturalität, weil es bei ihr um eine Bandbreite von Kriterien und um den Umgang mit Differenzen schlechthin geht. Ebensowenig geht es bei Diversity um Minderheiten, sondern vielmehr um Machtverhältnisse. Dies ist kein einfaches oder beguemes Thema, und insofern ist es auch nicht immer nur schön, sich mit Vielfalt zu beschäftigen. Wir haben es hier immer auch mit schmerzhaften Erfahrungen von Ausschluss und Diskriminierung zu tun und müssen uns deshalb mit dem Zusammenhang von Diversity und Antidiskriminierung befassen. Ich möchte an dieser Stelle einen Begriff hinzuziehen, der uns bei näherer Betrachtung dieser Thematik weiterhilft – den Begriff

Dominanzkultur, wie ihn Birgit Rommelspacher eingeführt hat. Er hilft uns dabei, besser zu verstehen, wie Ausschluss oder Einschluss funktionieren, und er erklärt auch, weshalb nicht Zahlenverhältnisse, sondern Machtverhältnisse entscheidend für Zugangsmöglichkeiten und Beteiligung sind.

Der Ausschluss von Teilhabe kann sich auf unterschiedlichen Ebenen manifestieren. Da es in der Regel nicht nur eine einzige Dominanzkultur gibt, die in einer Gesellschaft wirksam wird, sprechen wir von Dominanzgeflechten, in denen sich die Einzelnen bewegen. Sie werden von ihnen bestimmt (Opferseite) und bestimmen diese ihrerseits mit (Täter*innenseite). Ein Individuum kann also innerhalb derselben Gesellschaft sowohl zu Täter*innengruppen wie auch zu Opfergruppen gehören, wenn auch in unterschiedlichen Bereichen des sozialen Lebens. Auch wer individuell keine Betroffenheit erlebt, ist strukturell von den herrschenden Verhältnissen betroffen. Die individuelle Wahrnehmung, sich nicht als Opfer (»Ich fühle mich als Frau nicht diskriminiert«) oder als Täter*in (»Ich mache doch keine Türkenwitze«) zu empfinden, hebt die bestehenden Machtverhältnisse nicht auf. Wichtig ist es, ein Bewusstsein für Dominanzgeflechte zu entwickeln und sich ihre Funktionsweisen klarzumachen. Die Zugehörigkeit zu einer der Gruppen spielt im Kontakt zwischen den Beteiligten immer eine Rolle. Deshalb ist eine Sensibilisierung für Dominanzgeflechte und für die eigene Einbindung in sie für eine verbesserte Kommunikation und einen konstruktiven Umgang miteinander sehr hilfreich. Wir müssen also alle selbst überprüfen, wo wir jeweils stehen und welche Privilegien bzw. Benachteiligungen unsere Gruppenzugehörigkeiten jeweils bedeuten.

Antidiskriminierungsstrategien müssen sich kritisch mit Ein- und Ausschlussmechanismen von Strukturen auseinandersetzen. Demzufolge müssen sich auch Institutionen und Bildungseinrichtungen mit der gesellschaftlichen Diversität und den eigenen diskriminierenden Strukturen auseinandersetzen, Zugangsbarrieren abbauen und Schritte hin zu einer rassismuskritischen und antidiskriminierenden Haltung entwickeln. Elementare Ziele sind: 1) Anerkennung und Wertschätzung von Differenzen durch Personal, Angebote und Zielgruppen, 2) Sensibilisierung und

Die beiden Wege zur Implementierung von Diversität (nach Benbrahim)



Wahrnehmung von rassistischen und diskriminierenden Einstellungen und Haltungen und 3) Abbau von Diskriminierungen auf institutioneller, personaler und inhaltlicher Ebene.

Besonders in der Bildungsarbeit ist die Reflexion diskriminierender Denk- und Einstellungsmuster von großer Bedeutung. Diskriminierungen entstehen durch das Handeln einzelner Menschen, aber auch durch das Handeln von Institutionen, die verantwortlich für diskriminierende Verfahrens- und Verhaltensweisen sind (etwa durch sprachliche und bildliche Darstellungen, die rassistische oder sexistische Begriffe oder Abbildungen beinhalten). Somit finden Diskriminierungen auf verschiedenen Ebenen statt, nämlich auf der individuellen (bzw. interaktionalen), der institutionellen (bzw. strukturellen) und der gesellschaftlichen Ebene. Diese drei Ebenen sind nicht eindeutig voneinander zu trennen, daher sollten Maßnahmen zur Antidiskriminierung an allen drei Ebenen ansetzen.

Auf der individuellen oder interaktionalen Ebene bezieht sich Diskriminierung auf das Verhalten zwischen Individuen, das einzelne Personen ausgrenzt oder abwertet. Auf der institutionellen Ebene geschieht eine Diskriminierung durch das Handeln einer Organisation. Hier sind Gesetze, Verordnungen, Handlungsanweisungen, aber auch institutionelle Routinen und die Organisationskultur für Benachteiligungen verantwortlich. Bei Diskriminierungen auf gesellschaftlicher Ebene ist die Frage der Wissensproduktion zentral. Vorstellungen und Ideen, Bezeichnungen und Bilder können durch Medien, wissenschaftliche Veröffentlichungen und Lehrveranstaltungen sowie gesellschaftliche Diskurse transportiert werden, aber auch im alltäglichen Sprechen etwa im Kreis der Kolleg*innen.²

Umsetzung von Diversity

Diversity ist ein Konzept für Organisationen und bezieht sich auf Personal, Zielgruppen und Produkte. Sie können also für Ihren Arbeitszusammenhang fragen, wie vielfältig Ihre Mitarbeiterschaft und Ihre Zielgruppen aussehen und wie Ihre Angebote für diese Zielgruppen beschaffen sind. Hilfreich ist dabei, sich die Frage zu stellen, was fehlt bzw. wer fehlt. Sind alle Dimensionen von Diversität in Ihren Teams repräsentiert? Wie ist es mit den unsichtbaren Kriterien? Was wissen Sie und wo fehlt Ihnen Wissen? Diversity ist eine Management-Aufgabe und erfordert eine Organisationsentwicklung im Sinne des Top-Down-Prinzips. Wenn nicht die Organisation als solche sich für Diversity entscheidet, dann bleibt es beim individuellen Engagement einzelner, das zwar ehrenwert ist, aber auch schnell verpuffen kann. Daher sollte jede Bildungsorganisation die Leitfrage nach einem Diversity-Leitbild klären.

Dieser Akt der Willensbekundung ist im Grunde unerlässlich, denn es braucht ein klares Bekenntnis der Organisation zu Diversity, das intern wie extern kommuniziert wird. Eine gemeinsame Erarbeitung des Diversity-Leitbilds unter Beteiligung möglichst vieler Mitarbeitenden ist besonders geeignet für seine Akzeptanz in der Organisation. Es ist hilfreich, die Verantwortlichkeiten für die Einführung eines solchen Leitbilds zu klären, die Umsetzung in allen Geschäftsbereichen zu betreiben und diese Umsetzung zu evaluieren. Die entsprechenden Verfahrensweisen sollten allen Beteiligten transparent sein. Im pädagogischen Bereich finden sich hierfür zahlreiche positive Beispiele. In vielen Leitbildern ist das Engagement gegen Ras-

sismus und Sexismus festgeschrieben, so dass eine Ergänzung fehlender Aspekte leicht ist. Mein Rat ist, dabei sowohl top down als auch bottom up vorzugehen und engagierte und interessierte Mitarbeitende gezielt mit einzubeziehen. Fachliche Beratung und Fortbildungen unterstützen den Prozess der Implementierung und Verankerung von Diversity in der Organisation.

Umgang mit Differenz

Wie kann Pädagogik diversitätsbewusst und rassismuskritisch agieren? Im Umgang mit Verschiedenheit ist es notwendig, eine Anerkennungs- und Wertschätzungskultur zu etablieren, die sich von Defizit-Konzepten und kulturalisierenden Wahrnehmungsmustern verabschiedet: Soziokulturelle Einflüsse und Hintergründe, unterschiedliche Biografien und Lebenswelten werden nicht als Abweichung und Störung, sondern als Normalität betrachtet. Das mehrdimensionale Identitätskonzept ist nicht instabil und anders, sondern normal und selbstverständlich. Das Wahrnehmen und Bewusstmachen der eigenen vielfältigen Identität als teils ambivalent und prozesshaft kann einen mehrdimensionalen (intersektionalen) Blick auf sich und andere schaffen und die Konstruktion des Anderen bewusst durchbrechen. Der Umgang mit einer vielfältigen Identität kann so zu einer Selbstverständlichkeit werden, in der sich eigene und gesellschaftliche Identitätszuschreibungen dekonstruieren lassen. Durch verschiedene Ansätze können somit eigene Kategorisierungen, Vorurteile und Norm(alitäts)vorstellungen reflektiert und durchbrochen werden: 1) durch die Wahrung und Akzeptanz individueller und gesellschaftlicher Unterschiede und die Entdeckung und Wahrnehmung verschiedener Zugehörigkeiten und Hintergründe an sich selbst und an anderen, 2) durch die Anerkennung anderer Lebenserfahrungen und -realitäten und 3) durch das Hinterfragen eigener Selbstverständlichkeiten und Normalitätsvorstellungen.

Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff

Obwohl sich pädagogische Konzepte mittlerweile kritisch gegenüber einem statischen Kulturbegriff positionieren, ist in interkulturellen Konzepten der Bildungsarbeit immer noch die Frage nach der Kultur des Anderen als zentrale Differenzkategorie zwischen den Teilnehmenden präsent. Der Kulturbegriff wird hier in – vermeintlich eindeutigen – nationalen, ethnischen und kulturellen Zugehörig-



Teilbereiche diversitätsbewusster Bildungsarbeit (nach Benbrahim) keiten gesehen, die das Verhalten und Denken von Menschen stark prägen und determinieren. Kultur wird somit zu einem homogenen und festgeschriebenen Konstrukt. Der Umgang mit Differenz und die Reflexion von Normalitätsvorstellungen führt in diesem Zusammenhang auch zu einem anderen Kulturverständnis: Kultur meint dann etwas Flexibles, Vielfältiges und sich Veränderndes, und nicht etwas, das Menschen determiniert. Dies bedeutet, dass aus der Zusammensetzung unterschiedlicher Kulturen (Jugendkulturen, Subkulturen, Communities) eigene Kulturen entstehen können oder Kulturen sich verändern. Homogenisierungen und Festschreibungen lassen sich vermeiden, indem unterschiedliche Bedeutungen, Verständnisse und Widersprüche von Kultur Raum zur Entfaltung bekommen und das Bewusstsein entsteht, dass Kultur sich flexibel gestaltet und permanent verändern bzw. entwickeln kann. Zudem muss Kultur im Alltag jeder Person als Normalität angesehen werden und eine kritische und erfahrungsorientierte Auseinandersetzung mit kultureller Norm(alität) erfolgen.

Antidiskriminierung

Die Beschäftigung mit Diskriminierungsformen aus der Mehrheits- und der Minderheitenperspektive gehört hier zweifellos dazu. Beim Aufgreifen und der Bearbeitung gesellschaftlicher Problemfelder sind die besonderen Lebensbedingungen, Erfahrungs- und Handlungsräume, die Interpretations- und Wahrnehmungsmuster sowie die Interessen der am Bildungs- und Lernprozess Beteiligten zu berücksichtigen. Daraus ergibt sich eine wichtige Voraussetzung für Bildungs- und Lernprozesse: die gelingende Verständigung und Kommunikation der Beteiligten. Für Institutionen und Pädagog*innen ist dies mit verschiedenen Herausforderungen verbunden. Deshalb müssen über Hindernisse und Möglichkeiten, die sich aus der gesellschaftlich-strukturellen Positionierung von Gruppen und Minderheiten ergeben, Kenntnisse und Kompetenzen generiert werden.³ Pädagog*innen sollten in der Lage sein, günstige Voraussetzungen für eine gelingende Kommunikation zu schaffen, und sie sind darauf angewiesen, über Kenntnisse und Kompetenzen bezüglich ihrer Zielgruppe zu verfügen (z. B. Ursachen und Erscheinungsformen einzelner Arten von Diskriminierung und ihrer Verschränkungen).

Eine Herausforderung zeigt sich darin, einerseits Diskriminierung als Erfahrung, die alle Beteiligten aufgrund verschiedener Aspekte, als Diskriminierte und Diskriminierende mitbringen, zu reflektieren und zum anderen diese mit Fragen nach gesellschaftlichen Dominanz- und Machtverhältnissen zu verknüpfen. Insbesondere in solchen Lernprozessen müssen Räume für die Thematisierung eigener Erfahrungen mit Diskriminierung und von Fremd- und Selbstbildern Platz haben, um Handlungsmöglichkeiten gegen Diskriminierungen zu entwickeln. Eine rassismuskritische und diversitätsbewusste Bildungsarbeit wird Lernarrangements oder Lernsettings zu präventiver und interventiver Antidiskriminierungsarbeit beinhalten müssen. Präventive Antidiskriminierungsarbeit meint die Wahrnehmung von und die Sensibilisierung für Diskriminierung und hat zum Ziel, Diskriminierungen zu erkennen und nicht selbst zu diskriminieren. Wenn von interventiver Antidiskriminierungsarbeit gesprochen wird, dann handelt es sich nicht nur um die Wahrnehmung von Diskriminierung, sondern besonders um ein Handeln dagegen. Durch die Thematisierung von Erfahrungen, durch die aktive Anregung einer Auseinan-

42 Standbein Spielbein 107 | 1 2017 **Thema**

dersetzung mit Mechanismen und Wirkungen von Vorurteilen und Diskriminierungen sowie durch die Veranschaulichung von Dominanzverhältnissen und Verstrickungen können Rassismus und Diskriminierung in den Blick gelangen und kritisch hinterfragt werden. Dann kann die eigene Position gegenüber jeglichen Formen von Diskriminierung bestimmt und die strukturelle Ebene von Diskriminierung in den Blick genommen werden. Am Ende lassen sich die Beteiligten zu einem antidiskriminierenden Engagement ermutigen.

Empowerment und Powersharing

Gerade das Empowerment, mit dem Beteiligte und Lernende aktiv zum Handeln bewegt und in ihren Fähigkeiten gestärkt werden, ermöglicht durch seinen partizipativen und proaktiven Ansatz die Thematisierung und Dekonstruktion von Differenz. Empowermentarbeit ist ein grundlegender Bestandteil diversitätsbewusster Bildungsarbeit und sollte stets mitgedacht werden, wenn es um Beteiligungsprozesse von benachteiligten bzw. diskriminierten Personen geht. Wie können Räume eröffnet werden für vielfältige, subjektive Zugehörigkeiten und Selbstdefinitionen der Einzelnen? Indem die eigene Positionierung und Selbstverständlichkeiten wahrgenommen und entwickelt, Raum für eigene Erfahrungen und Widersprüche geschaffen und Normen und Werte einer gesellschaftlichen Gruppe in Frage gestellt werden. Schließlich bedarf es auch der Reflexion von Handlungsstrategien aus der Opferperspektive, um zu einer Entwicklung von Widerstandsperspektiven zu gelangen.⁴



Foto: privat

Karima Benbrahim

Dipl. Pädagogin, Konflikt-Mediatorin und Leiterin der Landesstelle NRW bei IDA e.V. (Informationsund Dokumentationszentrum für Antirassismusarbeit e.V.). Schwerpunktthemen: Rassismus, Rechtsextremismus, Diversity, Antidiskriminierungsarbeit und Empowerment. info@ideaev.de

- 1 Vgl. Rommelspacher, Birgit: *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht.* Berlin 1995.
- 2 Vgl. Rommelspacher 1995, S. 18-20.
- 3 Vgl. Wenning, Norbert: Vereinheitlichung und Differenzierung. Zu den »wirklichen« gesellschaftlichen Funktionen des Bildungswesens im Umgang mit Gleichheit und Verschiedenheit. Opladen 1999, S. 11.
- 4 Siehe auch: Benbrahim, Karima (Hg.): *Diversität bewusst wahrnehmen und mitdenken, aber wie?*Hg. im Auftrag des IDA e. V., Düsseldorf 2012 sowie Mechernil, Paul u.a. (Hg.): *Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive*. Weinheim und Basel 2010.

Interne Rahmenbedingungen für erfolgreichen Wandel

Podiumsdiskussion mit Wiebke Ahrndt, Tayfun Belgin, Julia Hagenberg und Sandra Vacca

Sarah Bergh (Moderation)

Was muss sich aus Sicht der Verantwortlichen in der Institution Museum verändern? Aus der Innensicht diskutierten Vertreter*innen von Verbänden, Museen und aus der Vermittlung über Kernfragen, die alle um das Thema einer veränderten Museologie und deren Machbarkeit in der deutschen Museumslandschaft kreisten – mit weitreichenden Konsequenzen für die Vermittlung.

Öffnung der Institutionen

Sarah Bergh (S.B.): Die Öffnung der Institutionen nach draußen, die innere Bereitschaft dazu in allen Abteilungen, die Frage nach Wortwahl und Begrifflichkeiten, die Definition von »wir« – dies alles sind Stichworte, die in der Luft der Tagung liegen und die auch unsere Diskussion prägen werden. Frau Ahrndt, mögen Sie den Auftakt machen? Sie sitzen hier in doppelter Funktion: als Direktorin des Übersee-Museums in Bremen – eines Mehrspartenhauses für Naturkunde, Völkerkunde und Handelskunde – und als Vizepräsidentin des Deutschen Museumsbunds.

Wiebke Ahrndt (W.A.): Ja genau, daher ein Eingangsstatement in zweierlei Richtungen: Der Deutsche Museumsbund gibt regelmäßig Leitfäden und Handreichungen heraus, da er sich auch als Vereinigung versteht, die praktische Empfehlungen an Museumsmitarbeitende artikuliert. Unter diesen Handreichungen gibt es seit dem vergangenen Jahr einen Leitfaden zum Thema Migration und kulturelle Vielfalt, dessen Lektüre ich allen ans Herz legen möchte. Sie gibt eine Menge Informationen und Hilfestellungen zum Umgang mit der neuen Fragestellung, wie man divers an seine Sammlung herangehen kann.

Als Vertreterin des Übersee-Museums möchte ich eher aus der Praxis sprechen und einen anderen Aspekt betonen. Wir sind im vergangenen Jahr in Bezug auf die in Bremen angekommenen geflüchteten Menschen – das sind insgesamt etwa 10 000 – einen ganz anderen Weg gegangen. Mehr als 15 Prozent von ihnen sind bei uns im Haus gewesen – und zwar ohne jedes Projekt. Wir haben Briefe geschickt, angerufen, E-Mails gesendet an alle Aufnahmeeinrichtungen in Bremen. In der Hansestadt waren das vor allem Turnhallen und Zeltanlagen, also wenig charmante, sondern überfüllte Un-Orte. In Bremen gibt es eine Website, auf der man seine Angebote online einstellen kann. Das Übersee-Museum hat eigentlich nur zwei



Ausschnitt aus der Podiumsdiskussion; v.r.n.l.: Sarah Bergh, Wiebke Ahrndt, Tayfun Belgin und Sandra Vacca Foto: Britta Handke

Dinge gemacht: Wir haben ein sogenanntes Willkommensticket eingeführt, mit dem man freien Eintritt hat. Dieser gilt auch für ehrenamtliche Kräfte, die die Flüchtlingsgruppen begleiten. Und wir haben einmal im Monat an einem Nachmittag kostenfreie Führungen angeboten, die die festangestellten Mitarbeiter*innen im Wechsel gehalten haben. So brauchten wir keine Finanzressourcen für Honorarkräfte, die wir im Übrigen auch nicht haben. Beides ist sehr gut angekommen. Zwei Dinge haben wir gelernt. Die Akademiker*innen unter den Geflüchteten – es sind sehr viele Syrer und Afghanen in Bremen angekommen – kommen ganz alleine, die brauchen nur die Information am schwarzen Brett ihrer Auffangeinrichtung.

Die anderen brauchen die ehrenamtlichen Bremer*innen, die ihnen den Impuls geben. Wir hatten vorab auch über unterschiedliche Formen von Projekten nachgedacht, wie sie im Kontext dieser Tagung vorgestellt werden. Schließlich haben wir jedoch einen Perspektivwechsel vollzogen. Wir haben uns vorgestellt, selbst in einer fremden Stadt zu stranden und in einer riesigen Turnhalle, randvoll mit Menschen, unterzukommen. Was wünschten wir uns in dieser Situation? Wir wollten in dieser Projektion vor allem einmal rauskommen, einen schönen Nachmittag haben, einfach etwas anderes kennenlernen, Spaß und Unterhaltung haben, zur Ruhe kommen, Frieden finden. Das ist das, was wir nun leisten – man kann bei uns einfach eine schöne Zeit verbringen. Wir konnten den Erfolg spüren. Die Besucher*innen schauen sich unser Haus an; die Führungen sind keine klassischen Führungen, sondern reine Gespräche bei einem Spaziergang durch das Museum, ohne dass vorher klar ist, an welcher Stelle die Gruppe anhält, denn die Themen entstehen beim Gehen. Mein Paradebeispiel für die Überraschungseffekte dabei ist eine sehr lange Diskussion zwischen jungen syrischen Flüchtlingen über das Klein-Diorama Homo erectus zerlegt ein Zebra. Dabei entbrannte die Frage, ob es Muslimen gestattet sei, Zebrafleisch zu essen. Nach einer halben Stunde heftigster Diskussion lautete die Antwort: »Ja, das ist okay«. Dann ging die Runde weiter. Sprachbarrieren haben sich nicht aufgetan. Es hatten sich syrische Akademiker*innen angeboten, in unterschiedliche Sprachen zu übersetzen – das wurde jedoch gar nicht gewünscht. Übereinstimmend hatten alle den dezidierten Wunsch, dass diese Führungen, diese Gespräche auf Deutsch stattfinden. Im Zweifelsfalle helfen sich die Gäste untereinander, radebrechend und mit Vokabelhilfen. Wie gesagt – es sind jetzt im vergangenen Jahr weit über 1500 geflüchtete Gäste bei uns im Haus gewesen.

S.B.: Bei Ihnen im Haus ist also schon viel passiert. Wie möchten Sie weitermachen? Worauf kann es hinauslaufen?

W.A.: Das wissen wir noch nicht. Wir merken, dass der Wunsch nach Führungen nachlässt, die Besuchszahlen jedoch nicht zurückgehen. Die Auffanglager in Bremen leeren sich, die Turnhallen werden wieder Turnhallen, die Zelte abgebaut. Natürlich werden wir die Situation beobachten, um zu geeigneter Zeit andere Formen der Ansprache oder neue Projekte zu entwickeln. So wie sich die Lebenssituation der Menschen, die neu nach Bremen gekommen sind, verändert, so müssen auch wir uns verändern.

Rahmenbedingungen und Netzwerke

S.B.: Herr Belgin, Sie sind Direktor des Osthaus Museums in Hagen, in Südwestfalen, an der Grenze zum Ruhrgebiet. Eine ganz andere Situation, in einer Stadt mit 185 000 Einwohner*innen.

Tayfun Belgin (T.B.): Genau die Erfahrungen, die Sie gemacht haben, liebe Kollegin Ahrndt, haben wir nicht gemacht. Das mag mit unseren Strukturen zu tun haben, das mag vielleicht an der südwestfälischen Mentalität liegen. Wir haben auch nicht die hohe Zahl an geflüchteten Menschen. Wir haben Projekte durchgeführt, allerdings sehr wenige. Die sind auf die Initiative einiger, sehr engagierter Lehrkräfte zurückzuführen, die die eine oder andere Gruppe ins Haus bringen. Sie haben richtigerweise den freien Eintritt erwähnt, den es im Grunde braucht, aber das ist in einer Stadt wie Hagen immer ein heikles Thema. In einer Stadt, die eine Nothaushaltskommune ist und auf jeden Cent achten muss, sind solche Fragen des kostenlosen Zugangs nicht auf der Tagesordnung.

Ich möchte jedoch noch etwas anderes erwähnen. Ich habe an verschiedenen Diskussionen teilgenommen, zuletzt beim Treffen des Vereins der Rheinischen Museen in Duisburg.² Ich möchte betonen, dass wir als Museen, ganz gleich ob wir Naturkundemuseen oder Stadtmuseen sind, natürlich nicht die Aufgaben der Politik übernehmen können: die Aufgaben, integrativ zu wirken oder geflüchteten Menschen eine gewisse ästhetische oder intellektuelle Heimat zu geben. Wir können höchstens Vermittler sein. Aber um das leisten zu können, müssen bestimmte Forderungen erfüllt sein – das ist nicht nur meine Meinung, sondern die vieler Kolleg*innen, für die ich ja hier pars pro toto sitze. Wir müssen nicht nur Museumspädagog*innen haben, die sich um solche Fragen kümmern, sondern man braucht, um überhaupt wirken zu können, ein Netzwerk, an dem das Museum zusammen mit Soziolog*innen und Vertreter*innen von Sozialverbänden beteiligt ist. Sonst geht das nicht. Die Museen sind – und das ist meine Gegenthese zu den Überlegungen von Doris Hefner³ – häufig gar nicht vorbereitet.

Sie haben eben über Willkommenskultur gesprochen, darüber, dass das Willkommen selbstverständlich sein muss. Wir sind aber in vielen Museen nicht vorbereitet. Das ist in großen Einrichtungen wie dem Bremer Übersee-Museum Gott sei Dank anders, aber das ist eine Ausnahme. Wir müssen vielmehr im Verbund arbeiten. Mit einer halben Stelle für Museumspädagogik sind all diese Programme gar nicht zu leisten, denn wir dürfen bei dieser ganzen Frage nach interkultureller Vermittlung ja eines nicht vergessen: Wir haben ja auch die Migrant*innen, die seit Jahrzehnten hier leben. Es ist ja nicht so, dass wir uns in einer Situation befinden, in der diese Vermittlung in festen Bahnen läuft. Wir haben vielmehr ein ernsthaftes Problem, neue Menschen für unsere Museen zu gewinnen. Wenn Sie sich die Besucherstruktur in kleineren oder mittelgroßen Museen anschauen – in Köln oder Düsseldorf mag das anders sein, weil es dort ein interessiertes Bürgertum und viele jüngere Kulturinteressierte gibt –, dann stoßen Sie schnell auf das Altersproblem. Wenn wir in Hagen eine Eröffnung machen, haben wir einen Altersdurchschnitt von über 60 Jahren. Wir haben ein ernsthaftes Problem, und darum müssen wir uns zuerst kümmern. Nun kommt ein neues hinzu, nämlich die Vermittlung für geflüchtete Menschen: Wir sind mit all dem vielfach überfordert, das muss man an dieser Stelle konstatieren. Wenn die Politik eine aktive Rolle der Museen will, dann muss die Politik auch Stellen schaffen. Sonst bleibt es ewig bei Projekten, die wegen ihrer Laborsituation natürlich wichtig sind, aber langfristig überhaupt keine Probleme lösen können.

Wandel der Institution

S.B.: Frau Hagenberg, Sie sind seit 1998 pädagogisch in Museen tätig. Sehen Sie das auch so? Sind die Museen wirklich so unvorbereitet, auch personell gesehen? Könnte man sich nicht auf das vorhandene Publikum beziehen und die Besucher*innen zur Kooperation einladen?

Julia Hagenberg (J.H.): Meines Erachtens müssen wir das Ganze etwas komplexer sehen, ich schließe mich da der Position von Anja Hoffmann an.⁴ Letzten Endes steht für mich hinter dem Thema Programme für Geflüchtete ein Fragezeichen. Wirklich »für«? Wir müssen das, denke ich, als einen größeren Prozess sehen. Eigentlich geht es doch darum, dass wir Museen – und uns selbst als Teil des Ganzen – als lernende Institutionen begreifen, die auf eine sich verändernde Gesellschaft reagieren müssen. Das ist ein längerfristiger Prozess. Eigentlich geht es darum, nicht Programme für Geflüchtete zu entwickeln, sondern gemeinsam mit unserem Publikum Themen zu entwickeln. Wir sollten einfach zuhören – einer der Punkte im Beitrag von Léontine Meijer-van Mensch,⁵ dem ich mich sehr anschließen möchte. Das hätten wir einfach schon über Jahre hinweg lernen müssen – aber letztlich tun wir das auch. Nun haben sich aber die Prozesse einer diverser werdenden Gesellschaft rapide beschleunigt. Letzten Endes ist die Situation nicht neu, nur schneller. Ich denke, wir müssten einfach innerhalb der Gesellschaft besser zusammenarbeiten und erkennen, dass auch wir als Institution etwas zu lernen haben, nicht nur das Publikum.

S.B.: Sandra Vacca, auch Sie sind hier in einer Doppelfunktion. Sie sind einerseits Wissenschaftlerin und arbeiten zum Thema Musealisierung der Migration, andererseits sind Sie bei DOMID e.V., dem Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland, aktiv. Welche Gedanken gehen Ihnen beim aktuellen Stand unserer Diskussion durch den Kopf?

Sandra Vacca (S.V.): DOMID e.V. hat eine völlig andere Position. Wir wurden von Migrant*innen gegründet und sind von Anfang an divers. Unser Team ist tatsächlich sehr heterogen, wir haben alle einen unterschiedlichen Hintergrund, beim Bildungsweg genauso wie bei der Herkunft oder den Erwartungsperspektiven. Unsere Rolle als DOMID ist es mittlerweile, sanften Druck auszuüben und einfach aufzuzeigen, dass ein Wandel nicht nur in Bezug auf das Publikum wichtig ist, sondern dass sich auch die Mitarbeiterstruktur ändern muss. Diese Haltung teilen wir mit den Neuen deutschen Medienmachern. Es muss sich etwas ändern innerhalb der Institution Museum, da muss ich kein einzelnes Museum benennen, sondern das findet sich in der gesamten Landschaft wieder. Das Museum spiegelt nicht die Gesellschaft in ihrer Vielfalt – und das ist ein großes Problem.

Die Gründe sind ganz unterschiedlich. Sie reichen von der Tatsache, dass im deutschen Schulsystem eine ganz große Chancenungleichheit besteht, bei der Milieu und Herkunft ineinander wirken, bis hin zum strukturellen Rassismus und zu der blinden Ignoranz derjenigen, die sagen: »Das ist nicht so«. Wir bei DOMID sagen: Die Struktur des Museums, die Natur des Museums, das Selbstverständnis des Museums muss sich verändern. Wofür sind wir da? Wir agieren aus einer historischen und kulturhistorischen Ecke. Dort ist klar, dass das Museum sich ändern muss: Was erzählen wir, welche Geschichte erzählen wir, wessen Geschichte erzählen wir und was wollen wir damit erreichen? Seit 25 Jahren führen wir einen Kampf darum, dass die Geschichte der Migration ins Museum kommt und zwar nicht nur von oben, sondern auch von unten, dass unterschiedliche Stimmen zur Geltung kommen. Wer spricht über wen? Das ist eine wichtige Frage, die man ebenfalls stellen müsste. Daran muss man sehr stark arbeiten und das, was gerade angesichts der Geflüchteten passiert, nicht aus den Augen verlieren. Ja, wir haben eine akute Situation – es ist aber nicht die erste. Ich denke, in den 90er Jahren ist auch viel passiert, wir sind nicht mit der ersten Welle – ein Wort, das mir nicht gefällt und mit dem ich nicht umgehen kann –, der ersten Situation dieser Art konfrontiert. Warum sind wir in Teilen so unvorbereitet? Weil wir mittlerweile vielleicht Strukturen abgebaut haben. Die Strukturen, die jetzt entstehen, müssen beibehalten werden, auch wenn die Situation weniger akut ist, sonst wird es nicht nachhaltig. Soweit ein erstes Statement.

W.A.: Darauf würde ich gerne reagieren, ich teile die Aussage von Tayfun Belgin. Wir als Museen können natürlich nicht alle Fehler, die in der Integrationspolitik der vergangenen Jahrzehnte in Deutschland begangen wurden, heilen. Aber wir können unseren Teil zur Partizipation beitragen, und das fängt bei uns selber an. Ich finde schon, dass es einen Veränderungsprozess gegeben hat. Vor zehn Jahren wurde ich immer gefragt, wie viele Menschen mit nichtdeutschem Hintergrund – ich mag das Wort Migrationshintergrund nicht – wir beschäftigen, und zwar außerhalb des Aufsichts- und Reinigungsdienstes. Sehr wenige, denn es gab sie nicht im akademischen Bewerber*innenpool. Das hat sich in Deutschland geändert. Es gibt sie nun auf dem akademischen Arbeitsmarkt, daher besteht natürlich zu Recht

die Erwartung an die Museen, sich diesen Bewerber*innen auch zuzuwenden und deren Bewerbung ernst zu nehmen. Bei uns im Haus haben mittlerweile etwa 30 Prozent aller Kolleg*innen Migrationshintergrund, und zwar über alle Abteilungen und Aufgaben hinweg. Dazu gehören auch die EU-Expats, nicht nur Muslime und nicht nur Menschen mit dunkler Hautfarbe. Genau das stört mich nämlich an diesen Begriffen.

Wir sollten sehr definitionsgetreu sein. Unsere Definition von Staatsangehörigkeit ist in Wahrheit hanebüchen, denn sie macht das Ankommen in Deutschland weitestgehend unmöglich. Mann oder Frau bleiben immer Migrant*in, da können sie sich auf den Kopf stellen. Man kann die deutsche Staatsbürgerschaft haben, man kann hier geboren sein, man kann fließend deutsch sprechen, man kann hier sozialisiert sein: Man behält immer diesen vermaledeiten Migrationshintergrund. Ich habe eine ganze Reihe von Mitarbeitenden mit diesem sogenannten Migrationshintergrund, die äußerst empört sind, wenn sie als solche angesprochen werden. Sie definieren sich darüber überhaupt nicht, sie sind Deutsche. Wir müssen uns immer wieder bewusst machen, dass wir hier auf einem sehr schmalen Grat entlang laufen: Einerseits müssen wir im Rahmen der kulturellen Diversität natürlich zur Kenntnis nehmen, dass wir da Mitarbeitende mit einem bikulturellen Hintergrund haben, die häufig mehrere Sprachen hervorragend sprechen und mit einem anderen Hintergrund sozialisiert wurden. Aber sie sind genauso Deutsche, wie alle anderen Deutschen auch. Wir aber grenzen sie aus, ultimativ und immer wieder, wenn wir sie ständig darauf stoßen, dass sie ja einen Migrationshintergrund haben und im Grunde keine echten Deutschen sind.

Vielleicht noch ein letzter Punkt. Wir sind ein sehr international ausgerichtetes Haus; bei uns ist Auslandserfahrung Einstellungsvoraussetzung für die wissen-

schaftliche Ebene. Wenn man längere Zeit außerhalb Deutschlands verbracht hat,

dann weiß man auch, wie man sich alleine in einem fremden Land fühlt. Und wir

Fortsetzung der Diskussion in den Pausen Foto: Britta Handke



haben ein Mission Statement. Darin steht ganz klar – und das ist auf Häuser, die keine internationalen Sammlungen haben, durchaus übertragbar –, dass wir da sind, um Verständnis und Respekt für andere Kulturen zu vermitteln.

S.V.: Der Trick ist tatsächlich, Menschen mit unterschiedlicher Herkunft im Team zu haben, aber das nicht zum Thema zu erheben. Es geht nicht darum, jemanden ins Haus zu holen, weil er oder sie türkischen, italienischen oder japanischen Hintergrund hat. Ich glaube, viele Leute haben es satt, immer in historische Museen geholt zu werden, weil sie einen Namen mit türkischem Klang haben, um dann über die Migration aus der Türkei zu arbeiten. Viele Leute denken: »Hey, hör mal, ich bin Picasso-Spezialist!« Das muss im Vordergrund stehen. Die Normalisierung kann nur erfolgen, wenn man Menschen anders wahrnimmt und wegen ihrer Expertise einstellt. Das gilt übrigens auch für Geflüchtete. Wenn sie zu mir ins Museum kommen, dann sind sie keine Geflüchteten. Sie sind Menschen, die ein bestimmtes Interesse gehabt haben; sie wollen sich vielleicht Werke von Picasso ansehen, nicht unbedingt etwas aus ihrem Heimatland. Sie haben ein Recht darauf, als Menschen gesehen und nicht immer auf ihren Status als Geflüchtete angesprochen zu werden. Man muss als Mensch einen Platz in dieser Gesellschaft finden.

J.H.: Ein wichtiger Punkt sind wie eben angedeutet auch die Inhalte: Wir arbeiten seit 2015 in der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen an dem Projekt Museum Global, das den Kanon der westlichen Moderne hinterfragt.⁷ Die Kunstsammlung NRW ist ein Museum der zeitgenössischen und modernen Kunst mit einem ganz klaren westlichen Kanon, eben sehr fokussiert auf die Kunstzentren Paris und New York, wo natürlich Avantgarden wie die ägyptischen Surrealisten oder die indische Moderne nicht vorkommen. Damit verbunden ist die Frage, inwiefern wir eigentlich interessant sein können für ein diverses Publikum.

T.B.: Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie das gesagt haben. Kürzlich haben wir mit Kolleg*innen darüber diskutiert, was ein Kunstmuseum bezüglich der Ausrichtung seiner Sammlungen machen kann. Das geht in eine ähnliche Richtung. Wir haben und wir kennen im Grunde keine Sammlungen von aktueller iranischer, syrischer oder afghanischer Kunst, also aus den Ländern, die uns im Augenblick besonders beschäftigen. Solche Sammlungen in den Museen anzulegen, das sollte auch unsere Aufgabe sein. Diese Position, die ich mehrfach vertreten habe, kommt aber bei vielen Kolleg*innen nicht gut an. Das mag an unserer westlichen Orientierung liegen.

Man kann natürlich auch seine eigene Sammlung hinterfragen, inwiefern interkulturelle oder transkulturelle Aspekte und Momente darin enthalten sind. Das ist eine gänzlich andere Museumsarbeit als die, die wir bisher gemacht haben. Ein internationales Programm hat natürlich auch eine Schattenseite. Die meisten Menschen kommen in Museen, wenn es eine etwas populärere Ausrichtung gibt. Daran wird man leider gemessen, vor allem von Seiten der Politik. Wenn Sie Von Dürer bis Van Gogh zeigen, 8 dann sind Sie auf der sicheren Seite. Wenn Sie aber afghanische Kunst ausstellen oder, wie wir demnächst in Hagen, ein Projekt mit iranischen Künstler*innen zeigen, die nicht die Staatsideologie, sondern etwas anderes vertreten, dann werden Sie bestenfalls 1000 Gäste haben. Das dürfen wir nicht vergessen. Wir müssen uns ernsthaft mit der Lebenswirklichkeit und damit selbstverständlich auch mit der ästhetischen Lebenswirklichkeit unserer Besucher*innen auseinandersetzen – auch der Menschen, die als Geflüchtete kommen. Sammlungen auch jenseits des westlichen Kanons anzulegen, ist eine Zukunftsaufgabe.

Perspektiven

S.B.: Ich wende mich an das Publikum. Was geht Ihnen durch den Kopf?

Barbara Kirschbaum (aus dem Publikum): Ich arbeite für den Museumsdienst Köln im NS-Dokumentationszentrum, beschäftige mich also mit der Geschichte des Nationalsozialismus dieser Stadt. Eben wurde gesagt, dass Geflüchtete eben nicht unter dem Aspekt ihres Geflüchtet-Seins zu betrachten sind, sondern unter dem Aspekt ihres Mensch-Seins. Das greift zu kurz. Geflüchtete sind geflüchtete Menschen und haben daher ganz eigene Erfahrungen, die von unserer Seite auch entsprechend berücksichtigt werden müssen. Wir müssen uns bei unserer Arbeit fragen, welche besonderen Erfahrungen da sind, die zum Beispiel zu Re-Traumatisierungen führen könnten. Wie gehen wir damit um? Darauf müssen wir uns einrichten.

S.V.: Ich sage nicht, dass man den Aspekt der Flucht komplett übersehen sollte, aber wir müssen aufpassen, dass wir uns als Museen nicht zu viel vornehmen. Wir sind keine Therapeuten. Wir müssen uns auf jeden Fall Unterstützung holen, wenn wir zum Thema Trauma arbeiten wollen. Das können wir nicht allein. Es ist wichtig, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, das kann ein Museum in Kooperation mit anderen Institutionen tun. Aber ich halte es für wichtig, auch andere Aspekte der Persönlichkeit geflüchteter Menschen oder der Migrant*innen in Betracht zu ziehen. Jedenfalls perspektivisch. Es gibt auch Geflüchtete, die seit 35 Jahren hier sind. Mit ihnen kann man anders arbeiten. Wir können nicht 30 Jahre lang sagen: »Du bist ein Geflüchteter« und nur an diesem Thema arbeiten. Das meinte ich damit. Natürlich darf man das nicht vergessen, und als DOMID e.V. sammeln wir auch diese Geschichten und dokumentieren diese Aspekte, so dass die Stimmen der Geflüchteten aufbewahrt und weiter gegeben werden können. Aber die Frage des Traumas ist schwierig. Das können Vermittler*innen nur in Netzwerken bearbeiten. Ich habe ein bisschen Angst vor Improvisation, ehrlich gesagt.

W.A.: Ich würde noch etwas anderes ergänzen. Geflüchtete sind ja keine Zielgruppe. Es gibt die Akademiker*innen, vielfach aus Syrien, die kennen Museen und bewegen sich darin ganz selbstverständlich. Ganz viele der Neubesucher*innen betreten bei uns aber zum allerersten Mal in ihrem Leben ein Museum. Das ist ein Vorantasten in eine für sie neue Welt. Deshalb ist auch eine andere Sensibilität beim Personal gefordert. Gar nicht unbedingt gleich bei den Pädagog*innen, sondern bei Kasse, Aufsicht und Eintrittskontrolle. Dort beginnt Willkommenskultur! Wenn das Signal stimmt, dann kann der Fun-Faktor sehr schnell sehr groß werden. Dann entstehen Selfies in den wunderbarsten Situationen des Museumsbesuchs. Aber ich würde immer davor warnen, zu sagen, wir haben eine Zielgruppe und die heißt Geflüchtete.

J.H.: Ich glaube, ein wichtiger Aspekt ist ein Stichwort, das Paul Mecheril geliefert hat. Es geht darum, den Blick nach vorn zu richten und nicht nach hinten, also nicht ständig das Thema Flucht in den Blick zu nehmen und damit die Menschen auf dieses Thema festzulegen, sondern Programme zu konzipieren, in denen es die Möglichkeit gibt, dieses Thema aufzugreifen, wenn es sich ergibt. Das Thema Transkulturalität wurde angesprochen; wir haben in der Kunstsammlung NRW ein Programm für internationale Klassen, in dem wir uns unter anderem mit transkulturellen Aspekten beschäftigen. Dies kann beispielsweise die Biografie verschiedener Künstler*innen betreffen. Wir wissen alle, dass viele Akteur*innen der Klassischen Moderne eine Flucht- und Migrationserfahrung haben. Wir setzen uns mit diesen Fragestellungen auseinander, und es gibt für die Schüler*innen die Möglichkeit, das mit eigenen Erfahrungen abzugleichen, wenn sie möchten. Dabei ist ein wichtiger Punkt, dass dies freiwillig geschieht und nicht festgelegt ist.

Rolle und Verantwortung von Museen

S.B.: In den letzten Wochen habe ich sehr intensiv über die Ereignisse in Bautzen nachgedacht. Sie erinnern sich an die Auseinandersetzung zwischen einer Gruppe von Jugendlichen mit Migrationshintergrund und einer Gruppe aus der rechten Szene. Wenn Ihr Haus an diesem Marktplatz in Bautzen gelegen hätte – was hätten Sie getan? Was muss ein Museum tun in so einer Situation, im Angesicht der harten Realität?

T.B.: Museen können da nicht alleine reagieren, das wäre absolut absurd. Ich habe ja eben gesagt, dass wir keine Therapeuten der Gesellschaft sind und auch nicht diejenigen, die als Korrektiv wirken. Wir können Menschen natürlich einladen; ob das jetzt nun eine Pegida-Gruppe ist oder eine andere. Solange sie irgendwie die demokratische Ordnung akzeptieren, kann man sie auch in ein Museum einladen, um eine Diskussion zu führen. Ob mit Geflüchteten oder ohne, darüber muss man von Fall zu Fall entscheiden. Aber die Politik muss mit im Boot sein. Was verlangen Sie von uns, mal provokativ gefragt?! Es gibt ja bei dieser Tagung die unterschiedlichsten Kolleg*innen, die die unterschiedlichsten Fächer studiert haben – ich habe unter anderem Kunstgeschichte studiert und in meinen 30 Jahren Museumsarbeit viel gelernt, aber ich habe nie gelernt, dass ich sozusagen für die Politik einstehen müsste. Das tun wir bisweilen, aber in solch einer harten Situation kann man das nicht verlangen. Da muss man vorsichtig sein, es gibt da gewisse Grenzen. Ich sage damit nicht, dass wir ein auratischer Verein sind. Wir müssen uns öffnen, selbstverständlich, auch für unterschiedliche Diskussionen und Themen. Die Museen sind keineswegs faul oder ängstlich. Aber es gibt eben auch Grenzen.

Sabine Dengel (bpb; aus dem Publikum): Über die Frage, wie politisch Museen sind, hat Martin Roth vor zwei Wochen in der Zeit geschrieben: »gerade jetzt [...] wäre es grundverkehrt, die Direktoren und Kuratoren vorschnell aus der Verantwortung zu entlassen. Wer ein Museum, eine Sammlung leitet, darf nicht nur die konservatorischen Belange im Blick haben, sondern ebenso die moralischen und ethischen Werte.« ¹¹ Aus der Sicht der Politischen Bildung, die ich hier vertrete, ist dieser Vorwurf ein bisschen schräg. Wir in der Politischen Bildung würden sagen, dass eine

Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Fragen, wie dies in der Kulturellen Bildung und Vermittlung geschieht, auch eine politische Dimension hat. Wenn wir Extremismusprävention betreiben, dann tun wir im Prinzip genau das. Auch das Generieren von Öffentlichkeit im Haus hat eine politische Dimension. Aus meiner Sicht muss ich als Museum nicht aufstehen und den politischen Appell an die Öffentlichkeit richten. Das kann zwar als Eklat durchaus einmal ganz wirkungsvoll sein, aber gerade die permanente Arbeit würde ich als politische Arbeit sehen.

Léontine Meijer-van Mensch (aus dem Publikum): Ich war auch froh, dass Martin Roth diesen Beitrag geschrieben hat. Nicht umsonst sagt die critical heritage theory oder die Neue Museologie schon sehr lange, dass wir viel aktivistischer im positiven Sinne arbeiten und dies zu einem Grundpfeiler unseres professionellen Arbeitens machen sollten. Das passiert in der musealen Landschaft außerhalb Deutschlands schon recht lange. Im musealen Bereich brauchen wir neben Kunstgeschichte, Geschichte, Naturwissenschaften etc. auch andere Kompetenzen, die in den Bereich der hospitality gehen. Das bedeutet, dass wir Museen anders sehen sollten, nicht nur als wissenschaftliche Einrichtungen. Das ist jedoch eine fundamentale Änderung, die immer noch zu wenig vollzogen ist. Das bedeutet nicht, dass man an Museen keine Wissenschaft mehr machen sollte, das ist davon unberührt.

S.V.: Museen sind keine neutralen Orte, aber diese Erkenntnis ist nicht neu, das müssen wir endlich einmal akzeptieren und wahrnehmen. Wenn wir als DOMID e.V. an diesem Marktplatz wären, dann würden wir nicht nur zusehen, sondern Verbindungen suchen und Solidarität üben. Auch das ist ein Teil der Museumsarbeit, sich nach draußen zu orientieren und zu sagen: »Wir sind ein offener Ort des Dialogs, aber wir agieren auch, wir konstruieren Geschichte, wir konstruieren Kunstgeschichte, wir konstruieren die Welt um uns herum und wir erzählen davon.« Es ist auch unsere Aufgabe einzuschreiten, wenn bestimmte Leute eine Geschichte konstruieren, die falsch ist. Ich komme aus der britischen, neuen Museologie. Als ich nach Deutschland kam, dachte ich: »Was ist hier los? Warum machen wir das hier nicht?« In Deutschland scheinen diese Dinge allesamt neu zu sein, sie sind es aber nicht. Wir müssen das einfach akzeptieren und zu unserer Sache machen, denn bisher sind wir sehr introspektiv. Das Museum als Museum muss sich ändern. Wenn wir das tun, dann haben wir vielleicht eine Chance, ein bisschen Druck auszuüben und die Gesellschaft ein wenig zu ändern. Das ist utopisch gedacht, aber trotzdem ...

W.A.: Wir tendieren als Museen und in der Museologie immer gleich dazu, die Welt verändern zu wollen. Ja, wir sind irgendwie politisch, wir stehen für Toleranz und Vielfalt und wir sollten dafür sorgen, dass in unseren Häusern Toleranz und Vielfalt gelebt werden. Damit fängt es an. Es gibt nämlich in einigen Museen auch Mitarbeitende, die auf den Pegida-Demonstrationen mitlaufen. Und dazu muss sich die Leitung verhalten. Als Direktorin lasse ich bei uns im Haus keinen Zweifel, das wäre völlig indiskutabel. Die Leute können von mir aus denken, was sie wollen, aber sie haben sich tolerant und offen zu verhalten ihren Kolleg*innen und unseren Besucher*innen gegenüber, ganz egal, woher sie kommen, welche Glaubensvorstellungen und welche sexuelle Ausrichtung sie haben. Da hat Toleranz zu herrschen und ich denke, damit sollten wir starten!



Foto: Übersee-Museum Bremen



Foto: Osthaus Museum Hagen



Foto: Kunstsammlung NRW



Foto: Domid e.V.

Prof. Dr. Wiebke Ahrndt

Direktorin des Übersee-Museums Bremen, seit Mai 2010 Vorstandsmitglied, seit Mai 2011 Vizepräsidentin des Deutschen Museumsbunds. Honorarprofessorin an der Universität Bremen, Fachbereich Kulturwissenschaften.

w.ahrndt@ueberseemuseum.de

Dr. Tayfun Belgin

Seit 2007 Direktor des Osthaus Museums in Hagen. Zuvor leitete der Kunsthistoriker die Kunsthalle Krems (Österreich) und war im Dortmunder Ostwall-Museum tätig. Belgin verantwortet zahlreiche Ausstellungen und Publikationen zur Kunst der Moderne.

tayfun.belgin@stadt-hagen.de

Julia Hagenberg

Leiterin der Abteilung Bildung, Kunstsammlung NRW. Lehraufträge an der PH Ludwigsburg und der Universität Düsseldorf und Referentin für das Goethe Institut. Seit 2015 Konzeption der Vermittlungsprogramme im Forschungsprojekt museum global der Kunstsammlung NRW.

hagenberg@kunstsammlung.de

Sandra Vacca

Museologin, Historikerin an der Universität zu Köln und wissenschaftliche Mitarbeiterin bei DOMID e.V. Forschungen zur Geschichte der Musealisierung der Migration, zuvor u.a. leitende Kuratorin des St Andrews Preservation Trust Museums (Schottland).

sandra.vacca@domid.org

- 1 Vgl. Deutscher Museumsbund (Hg.): *Museen, Migration und kulturelle Vielfalt. Handreichungen für die Museumsarbeit*. Berlin 2015. https://www.museumsbund.de/publikationen/museen-migration-und-kulturelle-vielfalt-handreichungen-fuer-die-museumsarbeit-2015/ [15.02.2017].
- 2 Horizonte erweitern! Chance zum interkulturellen Dialog? Bildungs- und Kulturarbeit für und mit Flüchtlingen (XII. Rheinischer Museumstag, 6. Juni 2016, Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg).
- 3 Siehe S. 59-63.
- 4 Siehe S. 22-23.
- 5 Siehe S. 25-31.
- 6 Siehe S. 23-24.
- 7 Siehe https://www.kunstsammlung.de/forschen/museum-global.html [16.02.2017].
- 8 Ausstellung *Von Dürer bis van Gogh. Sammlung Bührle trifft Wallraf*. Köln, Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud, 23.09.2016 bis 29.01.2017.
- 9 Siehe Mecheril, Paul: Politik der Unreinheit. Über die Anerkennung von Hybridität. Wien 2009.
- 10 Am Abend des 14. September 2016 stießen ca. 20 minderjährige Flüchtlinge und 80 Anhänger des rechten Spektrums in Bautzen zusammen. Es kam zu verbalen und tätlichen Auseinandersetzungen. Etwa 100 Polizisten versuchten, die beiden Gruppen zu trennen und wurden dabei von beiden Seiten attackiert. Siehe dazu http://www.sz-online.de/nachrichten/auseinandersetzung-auf-dem -kornmarkt-3434412.html#TextGallery [16.02.2017].
- 11 http://www.zeit.de/2016/42/nationalismus-intellektueller-widerstand-populismus-theater-museen -martin-roth [11.02.2017].

Externe Rahmenbedingungen für die Arbeit mit Geflüchteten

Aus soziokultureller Sicht und an kleinen Museen

In ihrem Impuls stellt Eleonore Hefner Grundprinzipien der soziokulturellen Arbeit mit Geflüchteten in den Mittelpunkt. Ausgangspunkt dabei sind Projekte und Erfahrungen aus Ludwigshafen und aus der Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren e.V. Ihre Namensvetterin Doris Hefner beleuchtet organisatorische und strukturelle Schwierigkeiten in der Vermittlungsarbeit für Geflüchtete.

Aus soziokultureller Sicht

Eleonore Hefner

Das soziokulturelle Zentrum in Ludwigshafen, für das ich arbeite, ist ein soziokulturelles Zentrum ohne Zentrum. Soziokulturelle Zentren sind Selbstorganisationen der Bürgerschaft. Als Orte gesellschaftlicher Diskurse bezieht sich ihre Arbeit auf ihren jeweiligen sozialen und historischen Kontext. Ludwigshafen, die Stadt, in der unser Zentrum seine Geschäftsstelle hat, ist als Stadt seit Mitte des 18. Jahrhunderts durch Migration entstanden und gewachsen. Es ist eine Stadt, die von ihrer chemischen Industrie lebt – die größte Chemiefabrik der Welt nimmt fast ein Drittel der Stadtfläche ein. Die Menschen, die wegen der Arbeitsmöglichkeiten nach Ludwigshafen zogen, kamen zunächst aus der Region, nach dem Zweiten Weltkrieg dann aus all den Anwerbeländern, mit denen die Bundesregierung entsprechende Vereinbarungen traf. 2005, zum 50. Jahrestag des ersten, des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens, mit dem die deutsche Einwanderungsgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg begann, hat unser Verein Kultur Rhein Neckar (KRN) die Ausstellung Anellino – Zur Geschichte der Italiener in Ludwigshafen im Ludwigshafener Stadtmuseum konzipiert.¹

Kooperation

Die projektspezifische Kooperation mit adäquaten Partnern – wie im Beispiel *Anellino* mit dem Stadtmuseum – ist dabei weniger einer Not (nicht vorhandenes eigenes Haus) geschuldet, als vielmehr der grundsätzlichen Entscheidung für einen kooperativen Ansatz. Vernetzung und Kooperation mit anderen Akteuren ist ein Grundprinzip unserer Arbeit, weil komplexe Themen wie Migration nur gemeinsam von verschiedenen Akteuren sozio-kulturell in ihren verschiedenen Aspekten bearbeitet werden können. Der Titel der Ausstellung *Anellino* – auf deutsch: Ringlein – ist ein Motiv aus einer Geschichte von Carmine Abate. An einem Küchentisch in Kala-

brien lauschen Kinder der Unterhaltung der Väter, die zum Heimaturlaub aus Nordeuropa zu den Familien im Süden gekommen sind. Immer wieder hören sie den Begriff »Anellino«. Eines der Kinder interpretiert das Gespräch so, dass sein Vater in der Ferne Ringlein herstelle. Tatsächlich werden »Anilliner« in Ludwigshafen die Mitarbeitenden der BASF, der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik genannt. Der Titel *Anellino* verweist auch auf die unterschiedlichen Perspektiven zum Thema Migration.

Kollaboration

Das Ausstellungsprojekt entstand nicht nur in Kooperation mit dem Stadtmuseum, wir arbeiteten auch zusammen mit dem Stadtarchiv, der Evangelischen Akademie Speyer, der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, der Caritas – und natürlich mit Selbstorganisationen von Einwander*innen. Soziokulturelle Projekte werden nicht für oder über, sondern mit Menschen entwickelt. Im Beispiel *Anellino* war uns der Prozess der Einwanderung wichtig – auch aus der Perspektive der Migrant*innen. Der kollaborative Prozess zielt auf gemeinsame Auseinandersetzung und Entwicklung und Veränderung – unter Einbeziehung aller Beteiligten.

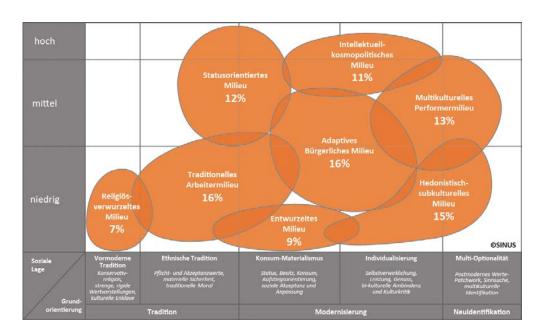
Bundesvereinigung

Fast 500 überwiegend freie, unabhängige, nicht-kommerzielle soziokulturelle Zentren und Initiativen sind in der 1979 gegründeten Bundesvereinigung organisiert. Für viele von ihnen gehört interkulturelle und transkulturelle Arbeit zum Alltag, viele von ihnen haben sich mit dem Thema Flucht auch schon vor 2015 auseinandergesetzt, nach dem großen Zuzug von 2015 gab es in 2016 mehrere Veranstaltungen auf Länder- und Bundesebene zu diesem Thema. Eines der ersten Hefte 2016 der SOZIO-kultur, des Verbandsmagazins der Bundesvereinigung, hatte den Schwerpunkt Flucht und stellt eine Reihe von soziokulturellen Projekten vor.

Stadt-Spaziergang

Das Projekt *Stadt-Spaziergang*, bei dem Freiwillige neu angekommenen Flüchtlingen die Stadt zeigen, verdeutlicht den soziokulturellen Ansatz und Anspruch.² »Es ist toll, dass wir bei den Stadtspaziergängen viele Kultureinrichtungen besuchen: Theater, Museen, Konzerthäuser. Die Menschen, die mit uns spazierengehen, sind keine Migrationsexperten, sie helfen uns bei allen möglichen Fragen, aber nicht, weil es ihr Job ist. Das ist eine direkte persönliche Hilfe. Wir als Flüchtlinge sind keine Objekte, sondern Subjekte. Wir beteiligen uns an der Organisation, sind Teil, machen mit.«

Einer der Teilnehmer, Wael Abu Hatem, spricht hier drei wichtige Aspekte der soziokulturellen Projektarbeit an: Freiwilligen wird die Möglichkeit gegeben, sich zu engagieren, der Projektinhalt setzt bei der (zu erkundenden) Lebenswelt der Teilnehmenden an – und die Geflüchteten werden nicht zu Objekten des Projekts gemacht, sondern als Subjekte in ihrer Handlungsmacht unterstützt. Die Aktiven in der Soziokultur – und das sind oft Hauptamtliche und Ehrenamtliche – organisieren Stadtspaziergänge für Geflüchtete. Ein reflektiertes Verhältnis der eigenen Rolle gehört zur Basis soziokulturellen Handelns. Weder das »Wir« noch das »Sie« ist eine



Migrantische Milieus nach Sinus Sociovisio, 2008 © Sinus Sociovision

homogene Gruppe. Soziokulturelle Professionalität weiß um die Fallstricke paternalistischer, maternalistischer und mitunter kolonialer Haltungen. Solche Haltungen zu überwinden, das ehrenamtliche Engagement so zu gestalten, dass »Wir« und »Sie« als Kategorien überwunden werden, ist erklärtes Ziel. Mit der Projektkonzeption wird ein Rahmen geschaffen, der es allen Beteiligten ermöglicht, in einen Bildungsprozess einzutreten. Es geht um das Self Empowerment der Zivilgesellschaft, um Formen und Foren, um zum Beispiel alltägliche Rassismen ernst zu nehmen und gemeinsam an ihrer Überwindung zu arbeiten

Der geeignete Rahmen

Die unterschiedlichsten Gruppen finden in den soziokulturellen Zentren Raum (was nicht unbedingt den konkreten eigenen Raum bedeutet, wie unser Beispiel zeigt) und ebenso Kooperationsmöglichkeiten. Die in der Sinus-Studie abgebildete Heterogenität der Milieus von Einwander*innen ist eine der Rahmenbedingungen für diese Arbeit. Ein weiteres Beispiel aus unserer Praxis zeigt, wie Heterogenität in der soziokulturellen Praxis als Ressource genutzt wird. 2011 hat KRN ein Projekt mit Flüchtlingen zum Thema Träume initiiert, das Konzept wurde bei Treffen mit den Teilnehmenden eines Deutschkurses entwickelt. Ausgangspunkt waren Gespräche über Träume. Für die Geflohenen war der zentrale Traum der Albtraum vom Krieg. Alle anderen Träume und Hoffnungen bezüglich der neuen Heimat, des Ankommens in ihr, der Wunsch nach einer gerechten Chance in Europa, nach Arbeit, Wohlstand usw. treten hinter diesem Albtraum zurück. Die Gruppe entwickelte schnell den Wunsch, mit ihren Träumen und Gedanken eine Öffentlichkeit anzusprechen. Sie wollten ihre Träume darstellen und damit die Öffentlichkeit über ihre Geschichte und Situation informieren. Es begannen Diskussionen darüber, wie das sinnvoll machbar wäre. Wie kann man, so fragte sich die Gruppe, zu Themen wie Krieg und den Traum vom Frieden in einen Dialog mit anderen treten? Möglichkeiten der Umsetzung in Bildern, Skulpturen o.ä. wurden in einem Prozess über mehrere Monate hinweg bei wöchentlichen Treffen behandelt.

Nachdem das Tableau der Begriffe und Symbole umrissen war, waren die nächsten Schritte einfach. Es war sehr schnell klar, dass eine Ausstellung von Fotos o.ä. nicht zu den Vorstellungen passen würde. Die Mitmachenden entschieden sich für eine Rauminstallation. Der Wunsch, mit dem Projekt eine größere Öffentlichkeit ansprechen zu wollen, über die furchtbare Situation in ihrer Heimat zu sprechen, aus dem gesellschaftlichen Abseits (wie es von den meisten empfunden wurde) aktiv herauszutreten, war groß. Wo könnten die Träume »gebaut« werden? Ein öffentlicher aber dennoch geschützter Platz wurde gesucht. Es wurden angemessene und zugleich leicht zugängliche Räume gesucht – ein Museum, ein Foyer in einem öffentlichen Raum, eine Schule? Relativ schnell fiel die Wahl auf die Apostelkirche in Ludwigshafen Nord. Besuche in der Kirche machten die Gruppe mit den räumlichen Gegebenheiten vertraut, die in die Installationspläne einbezogen wurden.

Die Arbeit an der Umsetzung dauerte knapp drei Monate und wurde komplett außerhalb des Deutschkurses auf freiwilliger Basis durchgeführt. Treffpunkte waren weiterhin das Mehrgenerationenhaus, in dem der Deutschkurs stattfand, und die Kirche.

Für den weiteren Projektverlauf förderlich waren Kleinigkeiten wie ein gemeinsames Frühstück beim Aufbau oder gemeinsame Exkursionen in ein Kulturzentrum, in dem ein Brennofen für Glasarbeiten genutzt werden konnte. Zentrale Erfolgsfaktoren für solche Projekte sind selbstbestimmtes Arbeiten und eine Vielzahl unterschiedlicher Beteiligungsmöglichkeiten. Die unterschiedlichsten Kompetenzen werden zur Umsetzung gebraucht. Eine*r kann sich besser in der deutschen Sprache ausdrücken und übernimmt die Eröffnungsrede, andere können besser nähen, nageln, malen... Im Laufe des Projekts wurden Freunde und Familienmitglieder zur gemeinsamen Arbeit eingeladen und gewonnen – die Projektgruppe wurde immer bunter.

In vielen einzelnen Workshops wurde die Installation vorbereitet. Für den Friedensbaum wurden viele Blätter gebraucht, und jede helfende Hand war willkommen. Bald kamen Frauen mit, auch Kinder haben sich gerne beim Malen und Schneiden beteiligten. Papiervögel wurden gefaltet und an kupferne Fäden geknüpft. Die Farben wurden diskutiert, die Lichtgestaltung, Geräusche, Töne und Klänge. Welche Töne sollen im Friedensraum klingen? Macht es Sinn, Bilder vom Krieg in die Installation einzubauen? Die Projektgruppe diskutierte viele Aspekte und hatte viele Fragen. Als hilfreich erwies sich die Möglichkeit, sich mit Künstler*innen zu beraten, die hin und wieder zu Gast waren. Das Projekt entwickelte sich vor allem zum Recycling-Projekt, es wurde sehr viel mit Abfallmaterialien gearbeitet. Zur Eröffnung in der Apostelkirche kamen etwa 130 Besucher*innen. Die Reaktionen auf die Installation waren sehr positiv, die Besucher*innen fanden die Installation und Visualisierung sehr gelungen. Die Gruppe hat sich über die positiven Feedbacks sehr gefreut; eine ganze Reihe von Führungen und Gesprächen – u.a. mit Schulklassen – erfüllten den Wunsch der Projektbeteiligten nach Kommunikation mit »den Deutschen«.

Mitbestimmung

Als soziokulturelle Akteure haben wir in diesem Beispiel nur einen Rahmen für ein Projekt geschaffen und die Rahmenbedingungen so gestaltet, dass selbstbestimm-

tes Arbeiten für die Teilnehmenden möglich wurde. Die Gruppe selbst konnte mitbestimmen, was in welchem Zeitraum mit welchem Ziel passiert. Entscheidend war, dass es das Anliegen der Gruppe war, genau dieses Thema zu bearbeiten und damit an die Öffentlichkeit zu gehen. Die Flüchtlingsgruppe hatte ein großes Interesse daran, ihre Gedanken zu präsentieren, sich darstellen zu können und Gespräche zu führen.

Rahmenbedingungen von Soziokultur

Der Zuzug von Geflohenen 2015 war eine der vielen Migrationsbewegungen der letzten Jahrzehnte, die längst deutlich gemacht haben, dass es nicht um ad hoc-Hilfsaktionen gehen kann, um dem Wandel zur Einwanderungsgesellschaft gerecht zu werden. Es geht nicht nur um einige neue Zusatzprojekte, weitere Angebote für neue Zielgruppe, angepasste Themen und Angebote in den Kultureinrichtungen, um die multikulturelle Besetzung von Positionen inklusive der Führungsetagen in den Einrichtungen – es geht um eine Veränderung unserer Gesellschaft, um ein neues gesellschaftliches Selbstverständnis von Deutschland. Auch wenn man den Rechtsruck und das Erstarken der AfD ernst nehmen muss und die erschreckenden Auswüchse von Rassismen und Gewalt real sind, ist die Mehrheit in der Gesellschaft anders orientiert. Es geht um mehr als ein »Willkommen«, um mehr als interkulturelle Öffnung. Soziokulturelle Zentren sind für eine funktionierende, lebendige und wehrhafte Demokratie wichtige Laboratorien und als solche unverzichtbare Orte.

Die Rahmenbedingungen für Soziokultur entsprechen der Bedeutung und dem Potenzial nicht. Soziokultur wird nur zu einem Drittel institutionell gefördert. Projekte wie die hier vorgestellten laufen in der Regel über zeitlich befristete Projektförderungen, die eine kontinuierliche Arbeit erschweren, manchmal sogar unmöglich machen. Diese Unangemessenheit und dieser strukturelle Mangel sollte behoben werden. Als Bundesvereinigung arbeiten wir (auch) daran.

Die Arbeit an kleinen und mittleren Museen

Doris Hefner

Will man Angebote für Geflüchtete außerhalb des schulischen Kontexts anbieten, spielen neben geeigneten Ressourcen im Haus, guten Ideen und durchdachten Vermittlungskonzepten die äußeren Rahmenbedingungen eine entscheidende Rolle. Denn sie können unter Umständen zum Scheitern von Vermittlungsangeboten für Geflüchtete führen. Insofern ist es – ebenso wie bei Formaten für andere Zielgruppen – wichtig und sinnvoll, sich vorab intensiv mit diesen zu beschäftigen. Ansonsten fließt viel Zeit und Energie in die Entwicklung geeigneter Formate und am Ende bleibt die Erkenntnis, dass sie nicht angenommen werden oder funktionieren. Welche Rahmenbedingungen zu klären und beachten sind, welche Schwierigkeiten entstehen können und wie auch in kleinen und mittleren Häusern Geflüchteten-Programme realisiert werden können, soll nachfolgend am Beispiel des Museums Fürstenfeldbruck erläutert werden.³ Als Ende 2015 der Zustrom von Geflüchteten auch in Fürstenfeldbruck seine Hochphase erreichte, wuchs im Museumsteam der Wunsch, Geflüchtete in der ruhigen und besonderen Atmosphäre eines Museums

mit originalen Zeugnissen der Kultur ihres neuen Aufenthaltsorts in Kontakt zu bringen und das Museum als Ort des Spracherwerbs zu nutzen.

Externe Partner identifizieren

Damals lebten 1600 Geflüchtete in der Erstaufnahmeeinrichtung vor Ort. Weitere 3 000 Geflüchtete waren in über 100 Unterkünften im Landkreis untergebracht. Um sich ein genaueres Bild als das der Zahlen zu machen, stand die Suche geeigneter Kooperationspartner*innen an erster Stelle. Gesucht wurden Personen, die konkretere Kenntnisse zu den Neuankömmlingen in Fürstenfeldbruck, deren aktuellen Lebensumständen und Bedürfnissen hatten. Diese zu finden, erforderte einige Zeit, da die Betreuung der Geflüchteten regional unterschiedlich organisiert ist. Die Palette reicht von der Caritas über die VHS, ehrenamtliche Asylhelferkreise oder das Jugendamt bis hin zu Integrationsbeauftragten oder zur Ausländerbehörde. Eine Liste mit den regionalen Akteur*innen existierte seinerzeit noch nicht. Das erste Mittel der Wahl waren daher persönliche Kontakte zu bewährten Kooperationspartner*innen aus dem sozialen Bereich und möglichen Unterstützer*innen, auch auf Seiten des Stadtrats. Eine intensive Recherche zu den sich gerade neu findenden Helferkreisen im Bereich der Flüchtlingsarbeit ergänzte die Adressensammlung.

Türöffner finden und binden

Die Reaktionen der potenziellen Kooperationspartner*innen fielen unterschiedlich aus. Sie reichten von hilfreichen Tipps, Kontaktvermittlung und Unterstützungszusagen bis hin zu Ablehnung und Skepsis. Aus den Asylhelferkreisen war unter anderem zu hören: »Jetzt sollen wir auch noch ins Museum gehen!« Soziale Einrichtungen gaben zu bedenken, dass Sozialneid entstehen könnte.⁴ Weitere Kontaktpersonen berichteten von Problemen bei der Förderung anderer Projekte mit Geflüchteten. Einer Dame aus den verschiedenen Asylhelferkreisen war es zu verdanken, dass das Projekt schließlich ins Laufen kam. Sie signalisierte generelles Interesse, hatte aber doch die ein oder andere Frage bzw. Bedenken. Um diese zu beantworten bzw. abzubauen, erwies sich eine Einladung in das Museum mit der Vorstellung der Vermittlungsideen und -möglichkeiten für Geflüchtete als sehr hilfreich. Diese neuen Erkenntnisse trug sie in die Asylhelferkreise weiter und so formierte sich eine kleine Gruppe, die das Thema Museumsbesuch mit Geflüchteten nach einem weiteren Vorstellungstermin im Museum in vielfacher Hinsicht unterstützte. Hätte sich diese Gruppe nicht gefunden, wäre die Realisierung der Programme zum damaligen Zeitpunkt vermutlich gescheitert.

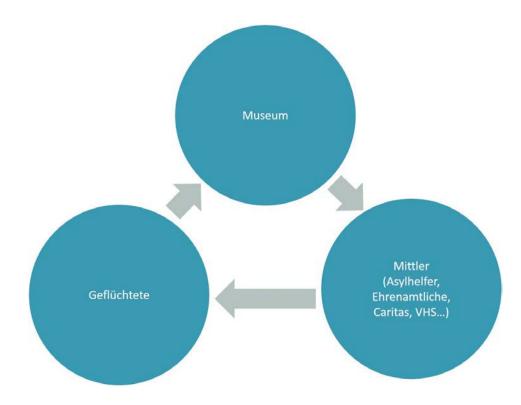
Im nächsten Schritt galt es zu klären, welche Personengruppen für den Museumsbesuch angesprochen werden können. Auch hierfür war der Austausch mit dem Kreis der Asylhelfer*innen sehr wichtig und zielführend. Die Diskussion mit ihnen ergab folgende Erkenntnis: Die ruhige Atmosphäre des Museums wäre sicher auch für die Bewohner*innen der Erstaufnahmeeinrichtung eine Wohltat gewesen, da das Leben in der Unterkunft sehr eng und oftmals auch laut ist. Mehrere Gründe sprachen jedoch dagegen, diesen Personenkreis in das Museum einzuladen. Neben logistischen Problemen spielte die Situation der Menschen eine große Rolle. Sie



Workshop mit
Geflüchteten im Museum
Fürstenfeldbruck
Foto: Museum Fürstenfeldbruck

blieben nur drei bis vier Tage in der Unterkunft, bevor sie an einen anderen Ort verlegt wurden. In dieser Zeit standen andere, vordringlichere Probleme im Fokus. Die Organisation eines Museumsbesuchs erschien daher unrealistisch. Auch ein Besuch der Museumspädagoginnen in der Erstaufnahmeeinrichtung wurde aufgrund logistischer und anderer Schwierigkeiten verworfen. Beispiele aus anderen Museen bestärkten die Verantwortlichen in dieser Auffassung. So hatte man zum Beispiel von einem Malprojekt in einer Erstaufnahmeeinrichtung erfahren, dessen Ergebnisse im Rahmen einer kleinen Ausstellung im Museum gezeigt wurden. Die – in diesem Fall kleinen – Künstler*innen konnten daran jedoch nicht mehr teilnehmen, da sie mittlerweile den Ort verlassen hatten.

Die Wahl fiel daher auf die Gruppe der Geflüchteten mit laufenden Asylverfahren. Sie befinden sich in einem Wartemodus, sind zeitlich flexibel und froh über eine Abwechslung im Alltag des Wartens. Unter ihnen befinden sich in Fürstenfeldbruck auch viele Jugendliche, die oftmals hochmotiviert sind, insbesondere im Bereich des Spracherwerbs. Ein weiterer Grund für diese Zielgruppenwahl war die Betreuung dieses Personenkreises durch feste Ansprechpartner*innen. Bei Geflüchteten, die bereits anerkannt sind, stehen hingegen die Arbeit und ein eigenbestimmtes Leben in Deutschland an erster Stelle. Sie zu erreichen, erwies sich als schwierig, da sie oftmals auch den Kontakt zu ihren früheren Asylhelfer*innen abgebrochen hatten. Zudem funktioniert der klassische Zugang über Presse und Internet hier nicht. Zwei wichtige Rahmenbedingungen waren damit erfüllt und eine – in diesem Fall ebenfalls äußere – Rahmenbedingung musste geklärt werden, die Finanzierung. Dank der Förderung eines regionalen Kooperationspartners des Museums gelang



Kooperationsstrukturen bei Programmen und Projekten mit Geflüchteten © Doris Hefner

> dies schnell und unbürokratisch und wurde daher einer Beantragung von Geldern aus anderen Fördertöpfen vorgezogen.

Vertrauenspersonen und Logistik

Die Planung des ersten Besuchs konnte damit konkrete Formen annehmen. Ganz wichtig erwies sich auch hier die enge Zusammenarbeit mit den Betreuer*innen der Geflüchteten. Ohne sie wären dieser und alle weiteren Museumsbesuche nicht zustande gekommen. Sie haben Zugang zu den Geflüchteten und stellen für diese wichtige Vertrauenspersonen dar – eine Funktion, die das Museum bzw. dessen Personal nicht übernehmen kann. Eine ganz zentrale Rolle spielen die Betreuer*innen bei der Organisation des Museumsbesuchs. Sie können nicht nur das Programm (auch persönlich) publik machen und zur Teilnahme motivieren, sondern auch die Logistik für den Museumsbesuch übernehmen. Letzteres erwies sich – wie z.B. auch schon beim Projekt *MuseobilBox*⁵ – als besonders wichtig. Umso größer war die Freude bei allen Beteiligten, als sich einige Geflüchtete bei den Folgebesuchen alleine auf den Weg ins Museum machten.

Zudem kennen die Betreuer*innen die Schicksale und Geschichten ihrer Schützlinge und wissen um die Sprachkompetenz der jeweiligen Personen. Diese Informationen sind wiederum sehr hilfreich für die Konzeption und Durchführung der Programme. Bei Letzterer sind die Begleitpersonen ebenfalls eine große Hilfe. Sie können Bezüge z.B. zu anderen gemeinsamen Aktionen und Erlebnissen herstellen oder anderweitig Hilfestellung beim Museumsbesuch leisten. Daher sollte ein wertschätzender Umgang auf Augenhöhe mit den Begleitpersonen selbstverständlich sein. Aber bei aller guten Zusammenarbeit und größter Motivation sollte man sich bewusst sein, dass immer wieder unerwartete Stolpersteine das Gelingen erschweren können. Im Fall von Fürstenfeldbruck hat sich herausgestellt, dass GeflüchtetenGruppen aus der Umgebung die Angebote aufgrund des logistischen Aufwands nicht wahrnehmen. Zudem sind ein gewisses Frustrationspotenzial und Flexibilität vonnöten. So kann es zum Beispiel passieren, dass Programme kurzfristig ausfallen – sei es weil Teilnehmende plötzlich und unvorhergesehen umziehen müssen, andere Themen gerade vorrangig für die Teilnehmenden sind oder Konflikte im Asylhelferkreis existieren. Fallen Letztere aus, ist es zumindest in diesem Projekt nicht gelungen, die Geflüchteten zu einem eigenständigen Museumsbesuch zu motivieren.

Fazit

Gerade auch kleine und mittlere Museen stellen durch ihren oftmals regionalen Themenbezug einen besonderen Ort dar, an dem Geflüchtete die neue Heimat ein Stückchen besser kennenlernen, Kontakt zu anderen Bewohner*innen knüpfen und auch ihre Sprachkompetenz erweitern können. Aber neben allen geeigneten Formaten sind doch eine Vielzahl von Rahmenbedingungen zu beachten. Als wichtigste äußere Rahmenbedingungen erscheinen insbesondere diese relevant:

- Suche und Gewinnung verlässlicher, kompetenter und engagierter Kooperationspartner*innen
- wertschätzender Umgang und Austausch auf Augenhöhe mit den Kooperationspartner*innen

der Bundesvereinigung Soziokultur und des European Network of Cultural Centres (ENCC).

gesicherte Finanzierung

eleonore.hefner@kulturrheinneckar.de

 ein – womöglich externer – Kümmerer für Konzeption, Implementierung und Durchführung von Geflüchteten-Programmen

Kulturvermittlerin und Geschäftsführerin von Kultur Rhein-Neckar e.V. (Ludwigshafen). Lehrbeauftragte zu Kulturarbeit in der Einwanderungsgesellschaft, Zivilgesellschaft und Partizipation. Vorstandsmitglied



Doris Hefner M.A.

Eleonore Hefner

Archäologin, Kulturkuratorin, european cultural mediator und Trainerin. Freiberufliche Museumspädagogin für Museen, Firmen und Bildungsinstitutionen. Schwerpunkte: zielgruppenorientierte Vermittlungsprogramme, interaktive Stationen sowie Entwicklung von Bildungskonzepten.

hefner@culturalive.de

- 1 *Anellino Zur Geschichte der Italiener in Ludwigshafen*, Stadtmuseum Ludwigshafen, 16.12.2005–23.03.2006, vgl.: https://www.kulturrheinneckar.de/anellino-zur-geschichte-der-italiener -in-ludwigshafen [04.03.2017].
- 2 Fluchtpunkte. Kulturarbeit mit Geflüchteten. SOZIOkultur 1, 2016.
- $3 \quad Siehe\ https://www.museumffb.de/ffb-museum/web.nsf/id/pa_de_startseite.html\ [18.03.2017].$
- 4 Der Shitstorm, der das Freilichtmuseum Hessenpark ereilte, kann als Beispiel hierfür gelten.
- 5 Siehe http://www.museobilbox.org [07.03.2017].



Foto: privat

Partizipation und **Kooperation leben**

Von anderen (Kultursparten) lernen

Caroline Gritschke/Maren Ziese

Die aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen verlangen danach, aus vielen Perspektiven betrachtet und gedeutet zu werden. Der Kulturbetrieb sollte vielstimmiger werden, daher kommt eine Vielzahl an Stimmen in diesem Beitrag zu Wort. Im Folgenden werden unterschiedliche Blickwinkel auf das Feld aufgezeigt und auf vorhandenes Expert*innen-Wissen verwiesen.

Grundlage für unsere Ausführungen zum Thema Von anderen (Kultursparten) lernen ist unsere im Oktober im Transcript Verlag erschienene Publikation Geflüchtete und Kulturelle Bildung. Dieses Buch ist mit der institutionellen Unterstützung des BVMP e.V. realisiert und zudem vom Bundesverband der Arbeiterwohlfahrt gefördert worden. Es handelt sich um eine substanzielle Bestandsaufnahme, die aktuelle Theorien, Methoden und Praktiken in den Blick nimmt und eine Reaktion auf den dringenden Reflexions- und Handlungsbedarf im Themenfeld Kulturelle Bildung und Flucht darstellt. Die ausgewählten Autor*innen des Buchs bieten Ansatzpunkte für eine intersektionale kritische Reflexion der Projektarbeit. Um eine kritische und wertschätzende Evaluation der geleisteten Arbeit mit, für und von Geflüchteten zu ermöglichen, haben wir auch Beiträge aus Pädagogik, Sozialarbeit, Antirassismusarbeit und Wissenschaft integriert.

Dieser Ansatz spiegelt sich auch in diesem Beitrag wider. Den Anspruch, von anderen Kultursparten zu lernen, haben wir aufgegriffen und weitere Expertise mit einbezogen: von Sozialarbeiter*innen und Aktivist*innen sowie von Theoretiker*innen lernen (also von der Wissenschaft). Aber auch ein Blick über den nationalen Tellerrand gehört dazu – von anderen Ländern lernen. Wir Verfasserinnen dieses Textes glauben: Die Veränderungen, die wir erleben, verlangen danach, dass sie aus vielen Perspektiven angesehen und gedeutet werden.

Was können wir von anderen lernen?

Viele Texte in unserer Publikation fordern vor allem zur Selbstreflexion der beteiligten Kulturakteur*innen auf. Im Rahmen der Kulturellen Bildung sollten Privilegien, strukturelle Ungleichheiten, Affekte und die Funktion von Kulturprojekten in der Gesellschaft stets mitbedacht und diese Überlegungen in die konkrete Arbeit eingebracht werden. Dies gilt vor allem für die von uns genannten Beispiele und Autor*innen. Dabei beziehen wir die Arbeiten und Überlegungen der anderen Wissensgebiete auf unsere konkreten Vermittlungspraktiken in Museen. Es geht also keineswegs um praxisfernes Theoretisieren. Wir haben Migrationspädagog*innen und Kunstwissenschaftler*innen um ihre Stellungnahmen gebeten, um reflektieren zu können, ob das, was wir tun, in unserer zielgruppenorientierten Praxis auch das ist, was wir tun sollen und wollen. Denn Kunst, Kultur und Bildung sind niemals neutral.²

Dabei gibt es sehr wohl auch Theoretiker*innen, die philosophische, soziologische und pädagogische Gedanken und Konzepte in die Praxis umsetzen und sich in ihren theoretischen Überlegungen von künstlerischer Forschung und pädagogischem Handeln korrigieren lassen. Daraus entwickeln sie wiederum neue Fragen an die Praxis. So arbeitet trafo.K. aus Wien. Mit Jugendlichen hat trafo.K ein Projekt zu Geschichte, Stadt, Kunst und Sprache durchgeführt. Die jungen Leute interessierten sich dabei vor allem für Themen, die sie mit ihrer eigenen Biografie in Verbindung bringen konnten. Der kritischen Kunstvermittlung verpflichtet, hatte trafo.K es zunächst mit einem – auch von kritischen Forscher*innen wie Carmen Mörsch und Paul Mecheril bereits benannten – Dilemma zu tun: Durch die Adressierung einer (Ziel-)Gruppe wird der oder das Andere bereits hergestellt. Ungleichheit wird also reproduziert. Andererseits müsse man entlang der Ungleichheitskategorien arbeiten, wenn man etwas verändern wolle. Auflösen lässt sich dieses Paradoxon nur, wenn man einen Perspektivwechsel vollzieht und seinen Blick von den Migrationsanderen abwendet und stattdessen auf die Kulturinstitutionen und ihre Ausschlussmechanismen schaut. Dazu müssen sich die Institutionen im »Verlernen« (Nora Sternfeld) üben, sie müssen vorherrschende Wissensformen unterlaufen und nach den Lücken fragen, die gemeinsames Handeln von Pädagog*innen und geflüchteten Jugendlichen ermöglichen. »Statt auf Lernzielen für Zielgruppen zu bestehen, wollen wir uns auf die Zwischenräume einlassen, die entstehen, wenn wir etwas gemeinsam entwickeln und wenn sich unsere Vorstellungen herausgefordert sehen. Auch Andere zu werden, ist das, was wir unter Verlernen verstehen.«³

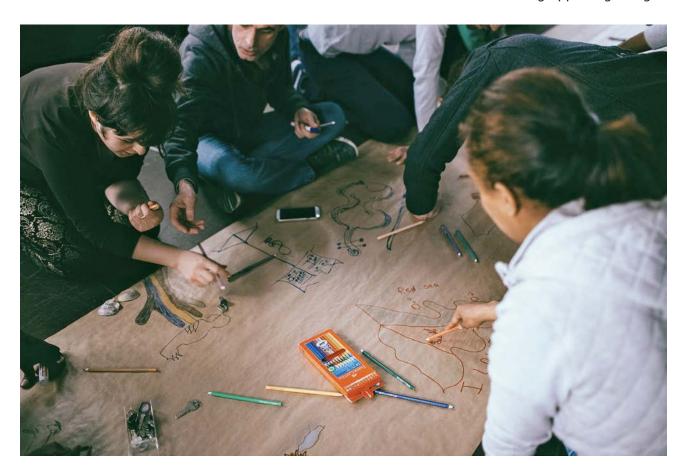
Zielgruppe Flüchtlinge?

Mit der Konstruktion einer homogenisierten Kategorie Flüchtlinge, die Museen und andere Kultur- und Bildungseinrichtungen dann zur Zielgruppe machen, beschäftigen sich auch der Migrationspädagoge Louis Henri Seukwa und die Kunstvermittlerin Carmen Mörsch. Letztere macht auf die Schwierigkeit der Arbeit mit Zielgruppen aufmerksam, die der Komplexität, Vieldeutigkeit und Dynamik unserer Gesellschaft nicht gerecht werde. Zielgruppenadressierungen seien besonders dann problematisch, wenn die Zielgruppen durch Zuweisung von Defiziten definiert würden (wie fremd, bildungsfern, kulturfern). Wer legt solche Kriterien fest und mit welchem Recht? Aus Mörschs Sicht hat diese Festschreibung von geflüchteten Menschen mit ihrem unsicheren, rechtsungleichen Status etwas Verletzendes. Auf die Vulnerabilität einerseits und die Handlungsfähigkeit oder Resilienz auf der anderen Seite verweist auch der Erziehungswissenschaftler Seukwa. Zum Flüchtling wird der vertriebene Mensch in der Ankunftsgesellschaft erst gemacht. Die Person erhält in Gesetzgebung, Wissensproduktion und gesellschaftlicher Praxis eine neue Identität: die des Flüchtlings. Flüchtling werde zum kategoriebildenden Merkmal, so wie Rasse, Geschlecht oder Klasse. Diese essenzialisierende Identitätszuschreibung bestimmt nun das ganze Leben, die Bewegungsfreiheit, den Zugang zu Ressourcen. Die Aufnahmegesellschaft kann sich dann als Retterin des Opferflüchtlings fühlen. Dessen Status ist mit bestimmten Attributen wie »Elend, Traurigkeit, Leidensfähigkeit, Bescheidenheit, Gehorsamkeit oder Dankbarkeit« ausgestattet,⁴ die es den Helfenden ermöglichen, Mitleid zu zeigen. Dieses Bild des hilflosen Opferflüchtlings entspricht nach den Untersuchungen Seukwas aber keineswegs der Realität von Bildungs- und Lebensverläufen geflüchteter Jugendlicher. Trotz aller durch das Asylregime bedingten Restriktionen und Schwierigkeiten entwickelten sie einen »Habitus der Überlebenskunst« und ziehen sich, so Seukwa, quasi am eigenen Schopf aus dem Sumpf. Dies zur Kenntnis nehmend, können Kultur und Bildung einen positiven Beitrag leisten, indem sie Kompetenzen erkennen und wertschätzen.

Aber machen wir das nicht alle schon? Ja und nein, meint Carmen Mörsch. Zwar wird »auf Augenhöhe« mit dem Flüchtling gesprochen, um ihn mitzunehmen, um Gleichheit zu schaffen, gleichzeitig wird er aber festgeschrieben und ausgesondert: er ist nicht wir. So entsteht eine »Kulturalisierung von strukturellen und sozialen Missständen. Die durch die Strukturen der Mehrheitsgesellschaft verursachten Effekte von sozialer, rechtlicher und politischer Ungleichbehandlung werden nicht thematisiert; stattdessen wird die zuvor festgeschriebene kulturelle Differenz der Eingeladenen, wird deren Eintegration« selbst zum Begründungsmuster.« ⁵ Anstelle der Schaffung von Angeboten und Projekten für die Zielgruppe der Geflüchteten fordert Mörsch Kulturelle Bildung mit dem klar formulierten Handlungsziel, ohne Rassismus und antidiskriminierend zu arbeiten. Das nehme Minderheiten UND Mehrheiten in den Blick. Der Ansatz des Antirassismus erfordere nicht nur eine Reflexion des eigenen Standorts, sondern auch Aktionen, bei denen in jedem Stadium – also auch bei der Konzeption und der Festlegung der Ziele – alle Teilnehmenden zusammenwirken. Geflüchtete wären dann keine Zielgruppenangehörigen

Kunstvermittlungsworkshop zu Geschichtspolitik und Gedächtnisverlust mit Geflüchteten in der Kunsthalle Shedhalle, Zürich

Foto: Milad Ahmadvand



und Kund*innen (der Begriff Zielgruppe kommt ja aus dem Marktforschungsbereich), sondern Mitgestaltende und Diskussionspartner*innen, die beteiligt werden, indem man solidarisch für sie Partei ergreift. Sowohl trafo.K als auch Carmen Mörsch verschweigen dabei nicht die möglichen Schwierigkeiten: Ohne Gruppenadressierung und Identitätszuschreibung Vermittlungskonzepte zu entwickeln, Marginalisierte Regie führen zu lassen im eigenen Haus, im Museum, in der Kultureinrichtung – damit geht man auch Risiken ein, da niemand von vornherein weiß, worauf sich die Einrichtung einlässt und was dabei herauskommt.

Vom Sinn der Projektarbeit

Die Autorinnen, Kuratorinnen und Diskriminierungskritikerinnen Sandrine Micossé-Aikins und Bahareh Sharifi gehen sogar noch einen Schritt weiter: Kulturprojekte mit Geflüchteten seien überhaupt nur dann sinnvoll, wenn »gleichzeitig ein (antirassistisches) Engagement auf der politischen Ebene stattfindet, das die Chancen auf ein Bleiberecht erhöht«.⁶ Kulturelle Bildung mit einer primär politischen Zielsetzung? Können Kultur und Bildung gesellschaftliche Veränderungen tatsächlich vorantreiben und sollten sie das tun? Die Migrationsforscherin Maria do Mar Castro Varela und die Germanistin Alisha Heinemann halten es ohnehin für unmöglich, »Unrecht mittels ästhetischer Praxen beheben zu können«.⁷ Aber man müsse zumindest analysieren, wie Kulturelle Bildung es vermeiden kann, hegemoniale Macht zu konsolidieren. Dazu untersuchen die Autorinnen die politisch-affektive Seite kultureller Bildungsarbeit. Geflüchtete erzeugen Gefühle; ihr Leid, ihre Ansprüche, ihr bloßes Dasein. Menschen ohne Fluchterfahrung entwickeln daraus Wut oder Hass oder erfreuen sich der eigenen Hilfsbereitschaft. Das prägende Gefühl aber sei das der Angst. Daher sind Flüchtlingsdiskurse eng mit dem Sicherheitsdiskurs verbunden. Dem Hass wird viel Raum gegeben, so dass er sogar in Gewalt umschlägt. Die Angst ist hier nicht mehr verortbar, sie ist »Welt geworden«.⁸ Gefühle wie Angst entstehen nicht ohne Vorgeschichte. Angst enthält immer auch kollektive Geschichten, auf die Bezug genommen wird. In und mit der Angst wird die Figur des gefährlichen, geflüchteten Anderen konstruiert und dieser stammt nicht zufällig aus den ehemaligen Kolonien. Hier – so die postkoloniale Analyse der Autorinnen – zeige sich die bis in die Gegenwart verlängerte koloniale Machtmatrix.

Was können Kunst, Kultur und Kulturelle Bildung dem entgegensetzen? Kultur und Bildung sind beteiligt an der Schaffung von Wirklichkeit und bringen somit auch Wissen und Gefühle hervor. Das häufig in diesem Zusammenhang entstehende irritierte Mitleiden kann Reflexionsräume für die sedimentierten Geschichten schaffen, die der Angst zugrunde liegen. Diese affektive und subjektkonstituierende Seite der Kulturellen Bildung werde selten berücksichtigt, da Kulturelle Bildung häufig nur funktional oder instrumentell gedacht werde. »Kulturelle Bildung mit Geflüchteten konzentriert sich häufig nur auf den selbständig-kreativen Bereich und reduziert ihre Tätigkeit auf das praktische Tun und weniger auf die Vermittlung eines spezifischen widerständigen Wissens.« Damit sei Kulturelle Bildung nicht länger unabhängig-kritisch, sondern unreflektierter Bestandteil staatlicher Integrationspolitik. Wenn sich Kulturelle Bildung dagegen als politisch denkend versteht, kann sie Verhältnisse in ihrer Arbeit skandalisieren, die Effekte einer von Flucht erschütterten Gesellschaft vermittelbar und reflektierbar machen. »Politisch-ethi-

sches Handeln entsteht im Spannungsfeld zwischen Recht und Gerechtigkeit und muss Wege suchen, die weder paternalistische Solidarität befördern noch eine mitleidige Hilfe der Privilegierten gegenüber den Subalternisierten.«¹⁰ Das gelinge, so die Autorinnen abschließend, wenn Geflüchtete Protagonist*innen seien und nicht nur an europäisch-bürgerlicher Kultur teilhaben dürften.

Kulturelle Bildung und Gesellschaftspolitik

Die Notwendigkeit der Berücksichtigung des gesellschaftspolitischen Kontexts kultureller Bildungsarbeit betonen auch zwei Autorinnen, die nicht im deutschsprachigen Raum arbeiten. Sie ermöglichen es uns, von internationalen Perspektiven zu lernen, Ähnliches und Verschiedenes aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Die israelische Künstlerin und Kuratorin Mayaan Sheleff arbeitet in hybriden Kunst-Aktivismus-Projekten. Für ein Projekt mit eritreischen und sudanesischen Geflüchteten wählte ihr Künstlerkollektiv den Begriff Infiltrators. Ein mehrdeutiges Wort, das einerseits der israelischen Regierung zur Bezeichnung für afrikanische Geflüchtete dient, die verdächtigt werden, nach ihrer illegalen Einreise terroristische Akte zu begehen, andererseits auch als Unterwanderung oder Eindringen positiv verstanden und auf diese Weise neubewertet und zurückgewonnen werden kann. Eritreische und sudanesische Geflüchtete finden in Israel andere Ausgangsbedingungen vor als in Deutschland. In Israel werden sie zwar nicht in ihre Heimatländer abgeschoben, aber sie erhalten auch keinen offiziellen Flüchtlingsstatus nach der Genfer Flüchtlingskonvention, sondern ihnen werden stattdessen elementare Rechte vorenthalten. So werden sie längere Zeit in Camps festgehalten, die sie nicht verlassen dürfen.

Ähnlichkeit weist die Lage der Flüchtlingsunterkünfte auf: In Deutschland wie in Israel bringt man Geflüchtete gerne in Gegenden unter, die ohnehin schon vernachlässigt werden und von Migration, Ausgrenzung und Armut geprägt sind. Infiltrators sollte Künstler*innen, Geflüchtete und Anwohner*innen zusammenbringen. Geflüchtete und Anwohner*innen hatten viele Vorurteile gegenüber dem jeweils Anderen. Im Projekt sollte ausgelotet werden, wie man mit partizipativer Kunst beide Seiten dazu bringen kann, dass sie einander nicht gegenüberstehen, sondern solidarisch auf derselben Seite. Sheleff hat das Vorhaben kritisch evaluiert und auch den Aspekt der Nachhaltigkeit in den Blick genommen: Die Frage der Autor*innenschaft und der Machtrelationen werfen weitere Fragen auf, die unbeantwortet bleiben. Wie werden die einzelnen beteiligten komplexen Gruppen und Gemeinschaften im Projekt repräsentiert? Wie definieren die Beteiligten die Grenzen des Vorhabens und das Scheitern? Zu einigen Geflüchteten bestand noch längere Zeit Kontakt. Es zeigte sich, dass sich an deren Lebenssituation nicht viel verändert hat. Sheleff schließt daraus, dass Kulturarbeit nur EIN Baustein in einem Feld von Handlungsmöglichkeiten ist. Der Hauptteil der Arbeit an gesellschaftlichen Veränderungen liegt bei den Geflüchteten und Menschenrechtsaktivist*innen und weniger bei den Kulturschaffenden. Dennoch sieht Sheleff in Kunstvermittlung bzw. in partizipatorischer Kunst ein wichtiges Werkzeug, weil sie Grenzen und Begrenzungen sowie die Beschränkungen der Realität und der Vorstellungskraft zu unterlaufen vermögen.¹¹

Die Rolle selbstbestimmten Handelns

Explizit dem binationalen bzw. internationalen Vergleich gewidmet sind die Überlegungen von Leila Mousa. Für das Institut für Auslandsbeziehungen hat die Islamund Politikwissenschaftlerin zu Flüchtlingslagern im Libanon (6 Mio. Einwohner*innen; 1,5 Mio. Geflüchtete) gearbeitet. Dabei untersuchte sie sowohl die Kulturarbeit mit palästinensischen Geflüchteten, die z.T. bereits seit mehreren Generationen im Libanon leben, als auch die Angebote für syrische Neuankömmlinge. Mousa interessierte sich besonders für die Perspektiven der Geflüchteten; Staat, Förderer, Kulturinstitutionen und ihre Vermittler*innen spielten dagegen eine untergeordnete Rolle. Während es bei den syrischen Geflüchteten keine Kritik an den bestehenden Angeboten gab, waren die Einwände der palästinensischen Geflüchteten massiv: Es gebe vor allem passive Unterhaltungsprogramme im Folklore-Bereich. Die Geflüchteten forderten aber selbstbestimmte nachhaltige Kulturarbeit, zudem war es ihnen auch wichtig, im Rahmen der Kulturprogramme Fertigkeiten zu erlernen und Qualifikationen zu erwerben.

Für die hiesigen Verhältnisse in Deutschland könne man nach Mousa vor allem lernen, die Kontexte zu berücksichtigen, in denen Kulturelle Bildung stattfindet. Unterschiedliche Teilhabechancen müssten in den Blick genommen werden. Es sollten auch Programme für langjährig Geduldete angeboten werden, nicht nur für die aktuell Hinzugekommenen mit »guten Bleibeperspektiven«. Es gelte Begegnungsräume zu schaffen und den Kulturbegriff so zu erweitern, dass auch der Erwerb von Qualifikationen in den Programmen Platz haben könnte. Zudem müsse stets berücksichtigt werden, dass sich die Perspektiven, Möglichkeiten und Partizipationswünsche der Geflüchteten ändern, wenn der Prozess des Ankommens abgeschlossen ist. Soweit der interdisziplinäre Blick über den nationalen Tellerrand.

Was haben wir nun lernen können von anderen Kultursparten, von Aktivist*innen, Theoretiker*innen oder von internationaler Kulturarbeit? An Leila Mousa anknüpfend gilt es, die Entwicklung des Themenfelds Flucht im Kontext der diversen, von Migrationsprozessen geprägten Gesellschaft in den Blick zu nehmen. Und die Veränderungen wahrzunehmen, die sich ergeben, wenn man nicht nur syrische Geflüchtete von 2015 in den Blick nimmt. Die aktuelle Zuwanderung hat Vorläufer und eine Vorgeschichte. Wir sollten die Veränderungen wahrnehmen und Geflüchtete nicht im Zustand des Ankommens festhalten. Fatima El-Tayeb schreibt dazu kritisch in Anders Europäisch. Rassismus, Identität und Widerstand in Europa: Menschen of Color erscheinen auch in den Generationen nach dem eigentlichen Migrationsprozess als »ewige [...] Neuankömmlinge, in der Zeit stehen geblieben, immer »gerade angekommen«, definiert durch statisches Fremdsein, das sich sowohl über individuelle Erfahrungen als auch über historische Tatsachen hinwegsetzt.« 13 Stattdessen ist nach Mousa Kulturarbeit für Geflüchtete Kulturarbeit für alle, Gegenstand gemeinsamen Lernens auf ungleicher, durch Rassismuserfahrungen geprägter Ausgangslage.

Wenn wir die gesellschaftlichen Kontexte berücksichtigen, stellen wir mit unseren Autor*innen fest: Kulturelle Bildung ist immer auch Politische Bildung. Sie ist niemals neutral. Selbst eine solche Behauptung wäre eine politische Position, allerdings keine zufriedenstellende. Die neue Direktorin der Oldenburger Museen Nicole Deufel betont daher zu Recht in ihrem Blogbeitrag *Silence is not neutral*: ¹⁴

Wenn Museen schweigen, dann unterstützten sie Ausgrenzung und Hass. Schweigen schlage sich immer auf eine Seite und das sei nicht die Seite der Immigrierten. Kulturelle Bildung im Bereich Flucht muss demnach Machtverhältnisse sichtbar machen und kann nicht lediglich Angebote für eine »Flüchtlingszielgruppe« machen. Wir müssen den Blick zunächst auch auf uns selbst richten, um nicht eine Figur des defizitären Anderen zu konstruieren, den wir ohne Berücksichtigung der rechtlich bedingten Ausgrenzung zu uns auf Augenhöhe heraufzuziehen suchen. Wenn wir aber Reflexionsräume öffnen, Geflüchteten ein Forum bieten, ihnen ihre eigene Stimme lassen und gesellschaftliche Exklusion aufzeigen, kann Kulturelle Bildung im Museum und in anderen Institutionen Solidarität ermöglichen – in einem wagemutigen offenen Prozess, dessen Ausgang wir nicht kennen.



Foto: privat



Foto: privat

Dr. Caroline Gritschke

Historikerin. Wissenschaftliche Mitarbeiterin (Bildung und Vermittlung) am Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Arbeitsschwerpunkte: partizipatorische Ausstellungsprojekte zur Migrationsgeschichte, Demokratiepädagogik, historische Vermittlung und Menschenrechte.

caroline.gritschke@hdgbw.de

Dr. Maren Ziese

Kunsthistorikerin. 1. Vorsitzende des Länderverbands Museumspädagogik Ost e.V.; Leiterin für Bildung & Vermittlung beim Freundeskreis Willy-Brandt-Haus Berlin sowie Projektleitung bei der Stiftung Genshagen für Kunst- und Kulturvermittlung in Europa; Dozentin für Museumspädagogik und Interkulturelle Vermittlung bzw. Kulturmanagement.

maren.ziese@freundeskreis-wbh.de

- 1 Gritschke, Caroline & Ziese, Maren (Hg.): *Geflüchtete und Kulturelle Bildung. Formate und Konzepte für ein neues Praxisfeld.* Bielefeld 2016.
- 2 In Anlehnung an Said, Edward: *Culture and Imperialism*. Siehe: Castro-Varela, Maria do Mar & Heinemann, Alisha: *Mitleid, Paternalismus, Solidarität. Zur Rolle von Affekten in der politisch-kulturellen Arbeit*. In: Gritschke/ Ziese, 2016, S. 51–65, hier S. 53.
- 3 Büro trafo.K: *Strategien für Zwischenräume. Verlernen in der Migrationsgesellschaft.* In: Gritschke/Ziese, 2016, S. 169–176, hier S. 175.
- 4 Louis Henri Seukwa im Gespräch mit Maren Ziese. *Flucht und Handlungsfähigkeit, kulturelle Bildung und soziale Ungleichheit.* In: Gritschke/ Ziese, 2016, S. 107–119, hier S. 109.
- 5 Mörsch, Carmen: *Refugees sind keine Zielgruppe*. In: Gritschke/ Ziese, 2016, S. 67–74, hier: S. 69.
- 6 Micosse-Aikins, Sandrine & Sharifi, Bahareh: *Die Kolonialität der Willkommenskultur. Flucht, Migration und die weißen Flecken der Kulturellen Bildung.* In: Gritschke/ Ziese, 2016, S. 75 –85, hier S. 79.
- 7 Castro-Varela und Heinemann, wie Anm. 2, S. 53.
- 8 Ebd., S. 54.
- 9 Ebd., S. 61.
- 10 Ebd., S. 63.
- 11 Sheleff, Mayaan: *The Infiltrators-Crossing Borders with Participatory Art.* In: Gritschke/ Ziese, 2016, S. 123 –130, hier S. 130.
- 12 Mousa, Leila: Zur Bedeutung von Kulturarbeit für Geflüchtete. Erfahrungen aus dem Libanon und Überlegungen zum deutschen Kontext. In: Gritschke/ Ziese, 2016, S. 87–100.
- 13 El-Tayeb, Fatima: Anders Europäisch. Rassismus, Identität und Widerstand im vereinten Europa. Münster 2015, S. 37.
- 14 Blogbeitrag vom 10.7.2016, https://nicoledeufel.com/2016/07/10/silence-is-not-neutral-and-objectivity-does-not-exist/

Zwischen den Welten

Dokumentation des Barcamps – Fragen und Antworten aus der Vermittlungspraxis

Sascha Foerster (Gesamtmoderation)

Ein Barcamp ist das Gegenteil einer Konferenz: ein offenes Tagungsformat mit offenen Workshops. Inhalte und Ablauf werden von den Teilnehmenden zu Beginn der Veranstaltung selbst entwickelt und im weiteren Verlauf gestaltet. Barcamps dienen dem inhaltlichen Austausch und der Diskussion, denn alle sind involviert.

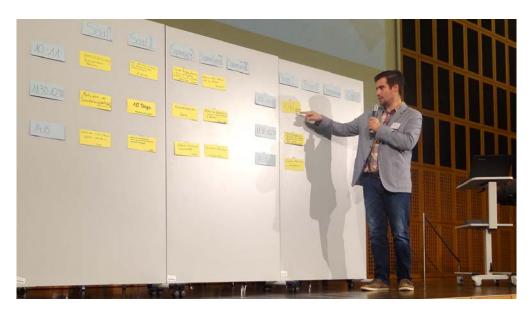
Es gibt nur wenig Planung im Vorfeld, die Sessions und der Ablauf werden gemeinsam in einer kurzen Einführungsrunde am Anfang des Camps erarbeitet. Die Verantwortung für ein erfolgreiches Barcamp liegt also bei den Teilnehmenden. Alle, die möchten, schlagen ein Thema vor: ein konkretes Projekt, eine Fragestellung, ein Problem. Das Plenum entscheidet per Akklamation, welche Themen auf die Agenda kommen.

Zu Beginn einer Session wird jeweils ein kurzer Impuls präsentiert, dann die Diskussion für die gesamte Gruppe geöffnet – alle Teilnehmenden haben eine aktive Rolle. Beim Kölner Barcamp diskutierten 290 Vermittler*innen parallel Fragen rund um das Leitthema des transkulturellen Dialogs. In drei Sessions standen 14 Themen auf der Agenda, 12 davon wurden zur Veröffentlichung freigegeben.

Sascha Foerster

Freiberuflicher Social-Media-Berater in Bonn, zuvor Community Manager bei der Max Weber Stiftung, den Deutschen Geisteswissenschaftlichen Instituten im Ausland und Betreuer von wissenschaftlichen Blogportalen. Moderator von Barcamps und Tagungen.

sascha.foerster@bonn.digital



Moderator Sascha Foerster bei der Planung der Agenda zum Barcamp Foto: Britta Handke

Visual Thinking Strategies

Initiiert von Angelika Jung (Innsbruck)

Moderiert und dokumentiert von Judith Uebing (Universität zu Köln)

Visual Thinking Strategies (VTS) ist eine in den USA entwickelte Moderationstechnik zur Förderung der Kulturtechnik des Bilderlesens. Sowohl bei Kindern und Jugendlichen als auch bei Erwachsenen sollen hierbei visuelle Kompetenzen, logisches Denken und das Sprachniveau gefördert werden. Im Workshop wurde die Tragfähigkeit der Methode für Menschen mit Fluchthintergrund diskutiert.

Angelika Jung, Gründerin des Instituts für Visuelle Bildung in Innsbruck, stellte die Technik zur Bildbetrachtung in der Mittelalterabteilung des Wallraf-Richartz-Museums & Fondation Corboud vor: Durch suggestive Fragen ermutigt, artikulieren die Museumsbesucher*innen ihre Bildbeobachtungen innerhalb einer Gruppe, begründen die eigenen Hypothesen zum Bildgeschehen und setzen sich mit den Beobach-



Workshop zu Visual Thinking Strategies in der Mittelalterabteilung des Museums

Foto: Britta Handke

tungen und Annahmen der anderen Gruppenmitglieder auseinander. Die Moderatorin wiederholt hierzu wertneutral die Beiträge der Museumsbesucher*innen, zeigt die entsprechenden Bilddetails und fasst die unterschiedlichen Meinungen und Hypothesen zum Bildgeschehen zusammen. Eine Auflösung gibt sie dabei nicht, die Besucherperspektive bleibt erhalten.

Ca. 50 Teilnehmende versammelten sich vor einem Tafelgemälde, um diese ungewohnte Form der Bildbetrachtung zu erproben. Positiv hervorgehoben wurde in einer Feedbackrunde die durchgehend wertfreie Moderation. Durch die fehlende Wertung, verbunden mit der Wiederholung der einzelnen Redebeiträge, wurde jeder Betrag als gleich wertvoll für die Diskussion angesehen. Diese Gesprächstechnik wurde als sehr wertschätzend erlebt. Ungewohnt war für viele Teilnehmende die Rolle der Moderatorin. Im Gegensatz zur klassischen Kunstvermittlung leitet sie lediglich die Diskussion, ohne selbst Informationen zum Bild beizusteuern. Eine Mehrzahl der Teilnehmenden konnte sich eine Verwendung dieser Methode z.B. bei der Betrachtung von abstrakten Gemälden sehr gut vorstellen. Die fehlende Auflösung

des Bildgeschehens wurde jedoch auch problematisch gesehen. Wenige konnten sich vorstellen, auf diese Art z.B. Kunstwerke des Mittelalters zu besprechen, die ohne eine ausreichende Kenntnis der Ikonografie nicht zu entschlüsseln seien.

Weitere Informationen: visbild.com

Warum sollten geflüchtete Menschen ins Museum gehen?

Initiiert von Katrin Winter (Köln)

Moderiert und dokumentiert von Stephanie Sonntag (Museumsdienst Köln)

»Das ›Warum‹ können gar nicht wir bestimmen!« So lautete umgehend die erste Antwort auf die Frage, mit der das 26 Teilnehmer*innen starke Forum in die Diskussion einstieg. »Aus welchen Beweggründen geflüchtete Menschen ins Museum gehen, können nur sie selbst entscheiden!« Wie aber finden Menschen mit Fluchthintergrund überhaupt ins Museum?

Wer oder was bietet ihnen den Anlass? Genannt wurden Nachbarschaftskontakte, die einen natürlichen ersten Einstieg bieten können. Eine solche Situation ist für Museen jedoch eher rar oder nur zufällig gegeben. Deshalb wurde diskutiert, wie Brücken und Anreize geschaffen werden könnten. Dabei stellte sich die Frage, ob immer Übersetzer*innen vonnöten seien. Vielfach wurde geäußert, dass die Kommunikation nach außen stärker offensiv betrieben und neue Wege beschritten werden müssten – mit Sensibilität und Offenheit der Museen für andere, ungewohnte Bedürfnisse einer neuen Zielgruppe.

Einig war sich das Forum darüber, dass Museen die Chancen im Zuge der neuen Herausforderungen nicht verpassen dürften. Sie seien ein Ort der Begegnung und des Austauschs, der vor dem Hintergrund der aktuellen Migrationssituation neu definiert werden müsse. Mehr noch als eine Begegnungsstätte hätten Museen unschätzbare Potenziale – als friedvolle, inspirierende und geschützte Orte, an denen Gespräche jenseits des Alltags möglich würden. Darüber hinaus seien Museen auch ideale Orte für den Spracherwerb, für den Erwerb von Wissen über unbekannte Kulturen und schließlich – hierin läge vielleicht das wertvollste Potenzial – zur kulturellen Teilhabe und einer identitätsstiftenden Integration.

Kunst im interreligiösen Dialog

Initiiert von Marion Koch (Hamburger Kunsthalle)

Moderiert und dokumentiert von Monika Demler (Besucherdienste der Staatlichen Museen zu Berlin)

Achtmal pro Jahr finden im Rahmen eines Projekts an der Hamburger Kunsthalle öffentliche Veranstaltungen mit drei Dialogpartner*innen aus verschiedenen Religionen (Buddhismus, Christentum, Hinduismus, Islam, Judentum) statt. Christliche Werke sind Ausgangspunkt für den Dialog, ebenso die Annahme, dass in diesen Werken Anknüpfungspunkte für verschiedene Religionen enthalten sind.

In dem Projekt geht es darum, mit Dialogpartner*innen und den Teilnehmenden über Religionen und deren Unterschiede zu sprechen. Perspektivisch sollen auch Wochenendworkshops für weitere Nutzergruppen sowie Schulprogramme

entwickelt werden. Das Projekt richtet sich nicht explizit an Geflüchtete. Durch die aktive Einbindung von und die Kommunikation der Angebote über Religionsgemeinschaften möchte die Hamburger Kunsthalle möglichst viele Menschen erreichen. 2014 wurde das Projekt mit dem BKM-Preis Kulturelle Bildung ausgezeichnet.

Wie wird mit Stereotypen und dem eurozentristischen Weltbild umgegangen? Diese Frage wurde ebenso diskutiert wie das sehr hohe Niveau der Veranstaltungen für ein gebildetes Publikum. Wie ließe sich das aufbrechen? Eine Teilnehmerin berichtete, dass sie mit Werten als Ausgangspunkt einer Beschäftigung mit Kunstwerken sehr gute Erfahrungen gemacht habe. Auch strukturelle Fragen wurden rege diskutiert: Wie fließen die Gegennarrative und all das Wissen, das die Dialogpartner*innen und die Teilnehmenden mitbringen, zurück in die Institution? Wie kann die Institution von diesem Wissen erfahren und es nachhaltig verfügbar machen?

In der Diskussion stieß die These »Die Vielfalt steckt in den Sammlungen – es gilt, sie herauszuarbeiten« auf breite Zustimmung. Ebenso war die Gruppe überzeugt, dass es in christlichen Bildern Anknüpfungspunkte für Geflüchtete geben kann, da teilweise einzelne Symbole und ikonografische Konstellationen in verschiedenen Kulturen wiederkehren und gemeinsame Grundlage einer Auseinandersetzung sein können. Empfehlenswert schienen in jedem Fall ein multiperspektivischer Blick auf die Werke, ein interkulturelles Team sowie die Einbindung von Religionsgemeinschaften oder Migrantenselbstorganisationen.

Weitere Informationen: http://www.hamburger-kunsthalle.de/programmformat/kunst-im--interreligioesen-dialog

Methoden der Besucherpartizipation

Initiiert von Prof. Dr. Tobias Nettke (Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin)

Moderiert und dokumentiert von Angelika von Tomaszewski (Museumsdienst Köln)

Wie weit kann Besucherpartizipation reichen? Wie sehen die Erwartungen aus der Perspektive der Besucher*innen aus? Und wie können Museen als zivilgesellschaftliche Orte gestaltet werden? Mit diesen Fragen stiegen die knapp 60 Teilnehmenden in die Diskussion ein.

Zu Beginn standen Überlegungen zu den notwendigen Bedingungen, um Wünsche der Besucher*innen und der Vermittlung im Museum umsetzen zu können. Es wurde gefordert, dass Partizipation direkt innerhalb des Museums ansetzen sollte. Dies beginne bereits bei den Räumen, die der Vermittlung zur Verfügung gestellt werden. Die Diskussion führte von den Räumlichkeiten hin zur Feststellung, dass das Museum allen Menschen gehören sollte. Damit war zugleich die Frage aufgeworfen, wie die Bevölkerung in die Findung von Ausstellungsthemen einzubeziehen sei. Wie fordert man die Bürger*innen auf, ihre Wünsche an das Museum zu formulieren? Provokanter ausgedrückt: Schmücken wir uns nur mit Trendprojekten, anstatt genauer auf die Wünsche der Bevölkerung zu achten?

Folgende Ergebnisse der Diskussion sind festzuhalten: Die Grundvoraussetzungen im Museum müssen neu gedacht werden. Dazu zählt an erster Stelle eine Offenheit für neue Vermittlungsformate. Die Erfahrung zeigt, dass in Bezug auf Flüchtlingsprogramme dialogische Führungen mit handlungsorientierten Einheiten gut funktionieren. Die Politik und die Direktor*innen der Museen müssen die Vermittlung von Anfang an mitdenken. Dabei zählen neben Offenheit auch Toleranz

und Kompromissbereitschaft zu den Kernelementen, die die gesellschaftliche Funktion des Museums wesentlich bestimmen. Inwiefern ist sie dazu bereit?

Museen sind weltweit Repräsentationsobjekte. Forderungen, dass sie den Anschluss an die aktuellen Entwicklungen der Gesellschaft nicht verpassen dürfen, müssen sorgfältig zusammengetragen und begründet werden, um sie fundiert gerade an Entscheidungsträger*innen richten zu können.

Weitere Informationen: mmk.htw-berlin.de



Workshop zu Methoden der Besucherpartizipation Foto: Britta Handke

Zehn Dinge, die Sie über Hamburg wissen müssen

Initiiert von Mareike Ballerstedt (Museum für Hamburgische Geschichte) und Katrin Rickerts (Focke-Museum Bremen)

Moderiert und dokumentiert von Birgit Kloppenburg (Museumsschule Köln)

Das Format »10 Dinge, die Sie über Hamburg wissen müssen« wurde ursprünglich für die Zielgruppe der Geflüchteten konzipiert. Sie sollten mit der Geschichte der Stadt vertraut werden, in der sie angekommen waren. Ein zweites Ziel war die Sprachförderung. Die Geflüchteten wurden animiert, von sich selbst zu erzählen. Nach einer konzeptionellen Probephase und der Überwindung organisatorischer Herausforderungen ist das Format nun in Hamburg etabliert und wurde in Bremen adaptiert. Es richtet sich mittlerweile an alle Museumsbesucher*innen und wird auch von Tourist*innen wie Alteingesessenen rege besucht.

»Wir haben die Erklärung dafür, warum die Stadt so aussieht, wie sie aussieht«, sagte Mareike Ballerstedt vom Museum für Hamburgische Geschichte. Sie gab damit auch einen Grund dafür an, warum Geflüchtete das Hamburgische Museum besuchen sollen. Katrin Rickerts vom Focke-Museum Bremen hat das Format für ihre Stadt übernommen, mit Bremer Highlights. Beide Museumspädagoginnen hatten nicht den Anspruch, die komplette Stadtgeschichte zu erklären. In den meisten Veranstaltungen kamen sie nicht einmal dazu, die zehn Dinge vorzustellen, die sie ausgesucht hatten. Denn oft fragten die Teilnehmenden der Führung sehr genau nach und erzählten selbst, meist assoziativ, von Analogien aus ihrer Biografie. In

solchen Fällen ging das dialogische Konzept gut auf: Die Museumspädagoginnen boten den Besucher*innen das Museum als Reflexionsraum an, als Anregung zum Reden über sich selbst.

Das dialogische Konzept verlangt eine große Flexibilität, sowohl in Bezug auf die zeitliche Planung als auch auf die Auswahl der Objekte, da diese die Teilnehmenden zu einer eigenen Auseinandersetzung animieren sollen. Die Vermittelnden benötigen außerdem eine große Detailkenntnis der Museumsexponate: Ein Bürgerkriegsflüchtling hat beispielsweise einen anderen Blick auf die Stadtgeschichte als eine europäisch sozialisierte Museumspädagogin, der die Frage nach dem Typ einer Fliegerbombe aus dem Zweiten Weltkrieg gestellt wird. Eine weitere Voraussetzung für die Durchführung der Veranstaltung ist eine hohe Sprachsensibilität und die Fähigkeit, das eigene Sprachniveau den Besucher*innen anzupassen. Die 35 Teilnehmenden des Forums interessierten sich vor allem für die praktischen Erfahrungen der Hanseatinnen. Neben Frage der Organisation (Wer übernimmt die Kosten? Wie geht man mit Geflüchteten ohne Grundkenntnisse in der deutschen Sprache um?) wurden auch Fragen der Genese des Programms und einer praktischen Arbeit im Anschluss an den musealen Teil erörtert.

Die Museumstasche

Initiiert von Karin Rottmann (Museumsdienst Köln)

Moderiert und dokumentiert von Julia Müller (Museumsdienst Köln)

Die Museumstasche ist eine neuartige Material- und Methodensammlung, die unterschiedlichen Besuchergruppen die aktive Auseinandersetzung mit Museumsräumen und Museumsobjekten ermöglicht. Ziel ist es hierbei, Wahrnehmung zu schulen und bei den Beteiligten einen subjektiven Diskurs über Exponate und Sammlungen zu initiieren. Diskutiert wurde der Einsatz der vorgestellten Methoden für Gruppen mit geringen Deutschkenntnissen sowie Besucher*innen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen.

Karin Rottmann, Museumspädagogin und stellvertretende Direktorin des Museumsdienstes Köln, stellte die von ihr entwickelte Museumstasche im Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud vor. Die Tasche enthält verschiedene Materialien wie Farb- und Schlagwortkarten sowie Arbeitsblätter mit Übungen aus den Bereichen Theaterpädagogik und kreatives Scheiben. Gemeinsam sind ihnen die Prinzipien der ästhetischen Feldforschung und der sprachlichen Sensibilisierung. Die Materialien wurden im Rahmen zahlreicher Projekte entwickelt, eingesetzt und von unterschiedlichen Zielgruppen erprobt. Ziel ist es dabei stets, die Museumsbesucher*innen zu aktivieren, den Museumsraum zu erforschen und miteinander in einen gedanklichen Austausch zu treten.

Ca. 40 Tagungsteilnehmer*innen machten sich mit den Inhalten der Museumstasche vertraut und erprobten die verschiedenen museumspädagogischen Materialien. Positiv hervorgehoben wurden die ästhetisch ansprechende Gestaltung der Arbeitsmaterialien sowie deren Multifunktionalität. Alle Teilnehmenden waren vom Nutzen der erprobten Materialien bei der spielerischen Erforschung eines Kunstmuseums überzeugt und konnten sich den Einsatz der Museumstasche auch für Besucher*innen mit Fluchthintergrund vorstellen. Besonders hervorgehoben wurde

76 Standbein Spielbein 107 | 1 2017 Thema



Workshop mit der Museumstasche: Einsatz von Farbkarten in der Mittelalterabteilung des Museums Foto: Britta Handke

die Möglichkeit, die erprobten Methoden zur Sprachförderung z.B. bei sogenannten Willkommensklassen einzusetzen. Diskutiert wurde auch eine solche Museumstasche für historische oder kulturhistorische Museen. Hierzu müsste neues Material ergänzt bzw. das bereits entwickelte Material modifizieren werden.

Weitere Informationen: museen.koeln

Tandem-Führungen

Initiiert von Helena von Wersebe (Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn)

Moderiert und dokumentiert von Rabea Badeda (Landesverband Museumspädagogik NRW e.V.)

In einer anregenden Diskussion beleuchteten 17 Teilnehmende das Format der bilingualen Tandemführung. Dabei wurden deutlich, dass es sich um mehr handeln sollte als um eine reine Kombination von Guide und Dolmetscher*in. Das Format verlangt und bietet zugleich ein wechselseitiges Zusammenspiel.

Das Modell der Tandemführung sieht ein Führungsteam vor, das sich im Rahmen einer Veranstaltung gegenseitig ergänzt: einen Museumsguide sowie einen native speaker mit Fluchthintergrund. Schnell wurde klar, dass eine Abgrenzung zur Rolle von Dolmetscher*innen gezogen werden muss. Ein Tandem soll den Teilnehmenden mehr bieten können als ein lediglich mehrsprachiges Angebot. Auch dürfen die Partner*innen nicht als reines Lockmittel betrachtet werden, um Geflüchtete besser ansprechen zu können.

Wichtig erschien der Runde die Partnerschaft auf Augenhöhe. Hierzu sind Schulungen unabdingbar, denn nur dann kann die Expertise beider Seiten fruchtbar eingebracht werden. Die Entwicklung von Tandems bedeutet also einen deutlichen Aufwand, der vorab einzurechnen ist, wenn man keine Enttäuschung produzieren möchte. Dann jedoch gewinnen die Veranstaltungen durch die doppelte Perspektive und die Zusammenführung der jeweiligen Kompetenzbereiche.

Um von Anfang an den richtigen Rahmen setzen zu können, hilft der Vergleich mit dem Tandem im ursprünglichen Wortsinn, dem Fahrrad für zwei Personen: Es ist entscheidend, dass sich beide Partner*innen in ihrer jeweiligen Rolle und ihrer jeweiligen Erwartungshaltung akzeptieren. Ziel, Richtung, Balance und Geschwindigkeit müssen zusammenpassen.

Vermittlung in internationalen Teams

Initiiert von Doris Wermelt (LWL-Museum für Kunst und Kultur)

Moderiert und dokumentiert von Kathrin Jaschke (Museumsdienst Köln)

Diskutiert wurde der Ansatz des LWL-Museums für Kunst und Kultur, in der Vermittlung für Geflüchtete mit einem international besetzten Team zu arbeiten. Dieses konzipiert zusammen mit den Museumspädagog*innen die Führungen und mindert Sprach- und Kulturhemmnisse. Die Geflüchteten nähern sich mit Interesse der Geschichte und Kultur ihrer neuen Heimat und bereichern mit ihrer Sicht der Dinge auch die Vermittelnden.

Sechs der insgesamt acht Teammitglieder teilten ihre Erfahrungen im Umgang mit Museumsobjekten und Gruppen von geflüchteten Menschen im Museum. Keiner kannte sich vorher mit Kunstvermittlung aus, brachte aber seine eigene Sichtweise auf die Objekte mit. Die Führungen wurden zusammen mit den Museumspädagog*innen konzipiert, und die Vorbereitung beinhaltete auch eine pädagogische Schulung. Beide Seiten profitierten von dieser Zusammenarbeit. In den Führungen werden Kultur und Geschichte Deutschlands vermittelt, besonders wichtig sind dabei die kulturellen Gemeinsamkeiten; es werden aber auch Unterschiede deutlich. Teilweise konnte weder beim Vermittlerteam noch bei den Geführten auf bestimmtes Vorwissen zurückgegriffen werden, z.B. bei der christlichen Ikonografie.

Ca. 28 Teilnehmende des Barcamps diskutierten vor allem konkrete Fragen im Ablauf wie die Kontaktaufnahme zu den Geflüchteten, Preise, Sprache und Nachfrage der Führungen. Beliebt sind diese kostenlosen, offenen Führungen vor allem bei Sprachkursen. Die Führungen sollen auf Deutsch stattfinden, doch werden Vokabelhilfen gegeben, was die Sprachbarriere erheblich verkleinert. Dadurch verringern sich auch die Hemmungen, Meinungen zu äußern. Führungen werden aber auch in anderen Sprachen durchgeführt: Farsi, Arabisch, Urdu, Englisch oder Französisch. Wichtig war bei der Kontaktsuche und -pflege zu den Geflüchteten die Mitarbeit einer arabisch-deutschsprachigen Praktikantin, die den Großteil der Vorarbeiten übernahm. Die Interessen der Gruppen unterscheiden sich von Standardführungen. Die Gemälde des Mittelalters stoßen entgegen der ursprünglichen Annahme auf großes Interesse. Teilweise ist die Materie den Geflüchteten gänzlich unbekannt, teilweise sehen sie sie aus einem anderen Blickwinkel. Die Kulturgeschichte des christlichen Abendlands kann nicht vorausgesetzt, sondern muss erklärt werden. Besucht werden die Führungen von Erwachsenen und Kindern. Letztere kommen eher wieder, vor allem, wenn sie in der Nähe untergebracht und dort viele Ehrenamtliche tätig sind. Die Führungen sind aber bislang auf einen einmaligen Besuch angelegt, nicht auf Mehrfachbesucher*innen.

Forum Migration

Initiiert von Dr. Thomas Heese (Osnabrück)

Moderiert und dokumentiert von Dr. Andrea Imig (Museumsdienst Köln)

Das Forum Migration ist angegliedert an das kulturgeschichtliche Museum in Osnabrück und versteht sich als offene Museumswerkstatt. Hier treffen sich einmal im Monat Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern. Es handelt sich um ein bereits seit Jahrzehnten etabliertes Forum. Viele Projekte sind in diesem offenen Kommunikations-Treff entstanden. Auch ein internationales Museumscafé und ein eigenes Buchprojekt konnten realisiert werden.

Dr. Thorsten Heese stellt das Forum Migration vor: Die offene Struktur des vor Ort sehr bekannten Treffpunkts macht es möglich, dass zunächst ganz unverbindlich verschiedenste Gruppen – von Fremdsprachenlehrer*innen über Ehrenamtler*innen bis zu Menschen aus unterschiedlichsten Herkunftsländern – zusammenfinden. In diesem zunächst völlig offenen Raum können viele Projekte entstehen und realisiert werden, aber in erster Linie dient das Forum Migration als Angebot

eines Austauschs und wird als Treffpunkt rege wahrgenommen. Als Museumswerkstatt ist das Forum dabei an die Vermittlungsarbeit des Museums angebunden. Rahmenbedingungen für Vorträge, Ausstellungen oder kreative Methoden sind also vorgegeben. Ziel ist die Würdigung, Wertschätzung und Partizipation der unterschiedlichen Kulturen innerhalb der städtischen Kulturlandschaft Osnabrücks. Konkrete Ergebnisse waren beispielsweise die Ausstellung *Faces of Migration* oder ein virtuelles, migrationsgeschichtliches Dokumentationsprojekt.

Die sieben Interessent*innen des Barcamps gaben zu bedenken, dass das Forum Migration seit Jahrzehnten etabliert und nicht als Antwort auf die jüngsten Fluchtbewegungen entstanden sei. Daher bestehe bereits eine gute Verankerung in der Stadtgesellschaft und den unterschiedlichsten Communities. Wie erreicht man jedoch die Menschen, wenn man sich völlig neu mit einem vergleichbaren Projekt aufstellen möchte? Dr. Heese berichtete, man habe in Osnabrück mit der Volkshochschule kooperiert und auf die Verteilermöglichkeiten von Presse- und Stadtverwaltung zurückgreifen können.

Weitere Informationen: http://www.osnabrueck.de/faces-of-migration/

Inter- oder Transkulturalität?

Initiiert von Anette Rein (Bundesverband freiberuflicher Ehtnolog*innen), unterstützt von Sandra Vacca (DOMID e.V.) und Tim Wolfgarten (Universität zu Köln)

Moderiert und dokumentiert von Caroline Stegmann-Rennert (Museumsdienst Köln)

In den letzten Jahren taucht in der Pädagogik und anderen Disziplinen neben dem Begriff der Interkulturalität vermehrt der Begriff der Transkulturalität auf. Was sind die Unterschiede? Oder ist »transkulturell« womöglich nur so etwas wie ein neues »interkulturell«?

In der Diskussion um beide Begriffe zeigte sich schnell, wie schwierig eine klare Unterscheidung für die Teilnehmenden ist. Der seit den 1980/1990er Jahren zunehmend verwendete Begriff der Interkulturalität geht davon aus, dass eine Begegnung zwischen zwei unterschiedlichen, klar definierten, in sich homogenen und geschlossenen Kulturen stattfindet. Interkulturalität basiert letztlich auf einem (überholten) Kulturbegriff des 18. Jahrhunderts (Herder'sches Kugelmodell). Der neuere Begriff der Transkulturalität beschreibt hingegen einen komplexen, fluiden Prozess, in dem sich Elemente aus unterschiedlichen (Binnen-)Kulturen begegnen und zur Entwicklung von Neuem beitragen. Abschließend wird als vorläufiges Ergebnis der Diskussion festgehalten: Das Modell der Transkulturalität entspricht der Verfasstheit der heutigen Gesellschaft und ihrer Individuen besser als der Begriff der Interkulturalität.

Wie sieht also ein transkultureller Ansatz in der Museumspädagogik konkret aus und wie unterscheidet er sich von einem interkulturellen? Dies konnte im Rahmen des Barcamps nicht mehr entwickelt werden und bedarf weiterer Diskussionen. Als Leitsatz für diesen Prozess wurde von den Teilnehmenden gemeinsam formuliert: Es ist für alle Beteiligten wichtig, eine innere Haltung zu entwickeln, die den Fokus auf individuelle Gemeinsamkeiten und strukturelle Unterschiedlichkeit legt.

KIWI - Kinder und Jugendliche Willkommen

Initiiert von Leonie Kutz und Basheer Alzaalan (Care Deutschland – Luxemburg)

Moderiert und dokumentiert von Birgit Kloppenburg (Museumsschule Köln)

KIWI ist ein Angebot von Care zur Integrationsförderung von geflüchteten Kindern und Jugendlichen in der Sekundarstufe. Care unterstützt damit Lehrkräfte, die auf die Beschulung vieler geflüchteter Schüler*innen nicht ausreichend vorbereitet sind. Museumspädagog*innen profitieren von dem Programm, indem sie an Fortbildungen teilnehmen oder sich an Projekten beteiligen.

Die Hilfsorganisation Care Deutschland-Luxemburg hat ein Angebot entwickelt, das Lehrkräfte nutzen können, um geflüchtete Schüler*innen bei der Integration in Deutschland gezielt zu unterstützen. Das Angebot ist ab der 5. Jahrgangsstufe geeignet. Ein Ziel von KIWI ist, dass Schüler*innen selbst Projekte zu ihrer eigenen Integration durchführen können. Hierbei ist eine Kostenübernahme bis zu 400 Euro möglich. Solche Projekte können auch im Museum stattfinden.

Leonie Kutz studiert in Bonn, Basheer Alzaalan war ursprünglich Englischlehrer in Syrien. Für Care haben sie Lehrerfortbildungen in NRW durchgeführt, die nun deutschlandweit angeboten werden sollen. Ihre unterschiedliche Sozialisation hat den beiden Referent*innen dabei geholfen, das Schulsystem und das Land des jeweils anderen besser zu verstehen.

Das interessierte Plenum bestand aus ca. 40 Teilnehmenden. Es diskutierte das Angebot rege. Eine Teilnehmerin empfahl darüber hinaus das Programm *Mein Leben in Bayern* des Museumspädagogischen Zentrums in München, das über die Homepage der Landeszentrale für politische Bildung in Bayern als Download zugänglich ist.

Weitere Informationen:

 $https://www.care.de/nothilfe/themen/integration-in-deutschland/\ und\ https://www.km.bayern.de/epaper/LZ/Mein_Leben_in_Bayern/index.html$



Workshop zu Materialien der Organisation Care Foto: Britta Handke

Befragung von Zeitzeugen vor dem Hintergrund der aktuellen Flüchtlingsdiskussion

Initiiert von Wolf von Wolzogen (Frankfurt)

Moderiert und dokumentiert von Kathrin Jaschke (Museumsdienst Köln)

Im Kontext der aktuellen Situation von Flucht und Integration stellt Wolf von Wolzogen die Frage, ob/ inwiefern eine Befragung von Zeitzeugen der Weltkriegszeit nach ihren Erfahrungen zu Flucht und Vertreibung sinnvoll ist. Zu überlegen ist auch, wie ein Museum einen solchen Diskurs initiieren und begleiten kann und welche Erkenntnisse sich daraus auch für eine Verarbeitung in Ausstellungen ergeben.

Das Historische Museum Frankfurt wird seiner neuen Dauerausstellung den Namen Bibliothek der Generationen geben und dort ein Teilprojekt mit dem Namen Bibliothek der Alten verwirklichen. Dies geht zurück auf eine Arbeit der Künstlerin Sigrid Sigurdsson. Die Geschichte der Stadt Frankfurt wird aus der Sicht von 150 Personen dargestellt, die der Stadt durch Herkunft oder Wohnsitz verbunden sind. Die Beiträge der älteren Autor*innen werden aus der Rückschau auf das 20. Jahrhundert verfasst und die der jüngeren Teilnehmenden reflektieren das beginnende 21. Jahrhundert bis zum Jahr 2055. Wolf von Wolfzogen stellte der Runde die Frage, ob Ähnliches auch mit Geflüchteten zu realisieren sei.

In der Diskussion der rund zehn Teilnehmenden traten zunächst weitere Fragen zum jeweiligen Umgang mit der Geschichte Deutschlands auf. So wurde der Umgang von Personen mit Migrationshintergrund mit der deutschen Geschichte, besonders mit dem Holocaust, thematisiert. Festgestellt wurde, dass diese Menschen einen komplexen Hintergrund haben, bei dem die Geschichte des neuen Heimatlands oft nicht ausreichend thematisiert wird und hier Nachholbedarf besteht. Darüber hinaus waren sich alle einig, dass Verfolgte der NS-Zeit mit ihrer eigenen Geschichte den Geflüchteten von heute Mut machen können, denn viele können aus dem Abstand heraus ihr Trauma in Worte fassen und Hoffnung auf Bewältigung geben. Treffen die Geschichten von Geflüchteten des Zweiten Weltkriegs auf diejenigen heutiger Flüchtlinge, können sehr gut Kontinuitäten und Unterschiede herausgearbeitet werden, wobei viele Erfahrungen sich gleichen. Als Praxisbeispiel wurde von einem Teilnehmer ein Projekt in Osnabrück angeführt, bei dem sich monatlich eine Gruppe von Kriegskindern und Kriegsenkeln trifft, die auch therapeutisch begleitet wird. Die Gruppe trat in Erfahrungsaustausch mit Geflüchteten, was für beide Seiten einen positiven Effekt hatte. Die Diskussion ließ die Teilnehmenden des Barcamps über ihr eigenes Geschichtsverständnis ebenso reflektieren wie über Methoden der Geschichtsvermittlung.

Sensibilität

Initiiert von Barbara Kirschbaum (Museumsdienst Köln)

Moderiert und dokumentiert von Dr. Andrea Imig (Museumsdienst Köln)

Barbara Kirschbaum, Museumspädagogin für das NS-Dokumentationszentrum, eröffnete die Diskussion mit der These, dass unser eurozentrisches Weltbild eine

echte Auseinandersetzung mit fremden Kulturen verhindere. Zur Überwindung dieses Missstands brauche es eine offene und empathische Vermittlung.

Die zwölf Teilnehmenden stellten übereinstimmend fest, dass es nicht ausreiche, sich dieses Dilemmas bewusst zu werden. Gerade die Arbeit als Museumspädagog*innen erfordere die Reflexion des eurozentrischen Blicks und daraus resultierende Rückschlüsse für die Vermittlungspraxis. Das Museum sei hier per se ein höchst problematischer Ort, da seine Entstehung in der exklusiven westlichen, bürgerlichen Hochkultur liege.

Rege wurden verschiedene Bewältigungsstrategien diskutiert: Einigkeit herrschte darüber, dass die jeweiligen Gruppen nicht länger als passives Objekt betrachtet, sondern vielmehr als handelndes Subjekt eingebunden werden müssen. In Museen sollten also nicht nur Ausstellungen über unterschiedliche Kulturen stattfinden, sondern gemeinsam mit den unterschiedlichen Communities oder sogar eigens von ihnen organisiert und kuratiert werden. Nur so erführen die Gruppen eine echte Wertschätzung. Probleme wurden gleichsam erörtert: Häufig stoße man auf eine starke Diversität innerhalb einer Gruppe, die die Zusammenarbeit erschwere. Die Museumspädagog*innen unterschiedlichster Museen berichteten, sie würden mit solchen Vorhaben meist auf Vorbehalte in den Direktorien oder im Kuratorium stoßen. Die Leitung der Häuser und die Wissenschaftler*innen fürchten bei solchen Projekten einen Qualitätsverlust. Eine Lösungsstrategie, die aber nur sehr langfristig erreicht werden könne, bestehe in der Stärkung der Diversität inerhalb der Museumsteams. Für die praktische Arbeit wurde angeregt, dass man nicht nur auf Ehrenamtler*innen und Organisationen setzen dürfe, die einem die Gruppen »bringen«, sondern zudem selbst aktiver auf Gruppen zugehen müsse.

Um eine echte Partizipation aller Gruppen am kulturellen Leben zu ermöglichen, braucht es also Museumspädagog*innen, die die Offenheit und Empathie besitzen, sich selbst sehr stark zurückzunehmen, so dass sie die Rolle von Moderator*innen, Organisator*innen und Mentor*innen einnehmen, damit eine echte demokratische Teilhabe aller am Programm der Museen entstehen kann. Hierzu gehöre aber auch die ständige Reflexion der eigenen (Berufs-)Motivation als Kultur-Vermittler*innen.

Ferne Welten - nahe Welten

Initiiert von Susanne Bischler und Markus Wagner (Museumspädagogisches Zentrum München)

Moderiert und dokumentiert von Peter Mesenhöller (Museumsdienst Köln)

Das Museumspädagogische Zentrum München (MPZ) eröffnet mit *Ferne Welten – Nahe Welten. Kultur ohne Grenzen* Geflüchteten die Möglichkeit, im Austausch der Kulturen Vertrautem zu begegnen und Neues kennenzulernen.

Geboten werden speziell auf diese Zielgruppe abgestimmte Führungen im Museum Fünf Kontinente, im Bayerischen Nationalmuseum und im Münchner Stadtmuseum. Die interaktiven Angebote sollen den Weg aus der Welt nach Bayern und nach München kulturell erlebbar machen und damit zur Orientierung in der neuen Heimat beitragen. Die kostenfreien Gruppenführungen sind für Jugendliche, Familien, Erwachsene und Sprachschulen buchbar.

Die rege Diskussion der 25 Teilnehmenden konzentrierte sich auf zwei Komplexe: die Frage der Sprache und die der Guides. Das Angebot des MPZ ist auf Deutsch und kann bei Bedarf durch Dolmetscher*innen ins Englische und Arabische übertragen werden. Es herrschte mehrheitlich die Meinung, dass eine Durchführung in der gemeinsamen Sprache Deutsch im Vordergrund stehen sollte. Idealerweise kommt es jedoch zum Einsatz von nonverbalen Methoden und von Methoden zum Spracherwerb, die auf das jeweilige Museum ausgerichtet sind. Denkbar sei hierbei ein Material- oder Methodenkoffer.

Bei einer Übertragung auf den ländlichen Raum stellt sich die Frage nach der Gewinnung von kompetenten Guides. Wie wählt man die Vermittler*innen aus? Können es ehrenamtliche Kräfte sein, Lehrer*innen, Soldat*innen oder Hausmänner und -frauen? Ein Höchstmaß an Flexibilität und Feingefühl wurde als Voraussetzung benannt. Die Mitarbeitenden müssen entsprechend ausgewählt werden. Über Schulungen (beispielsweise zu Traumasensibilisierung oder Leichter Sprache) sollten entsprechende Methoden trainiert werden.

Die im Rahmen des Projekts entwickelten Angebote lassen sich sehr gut auf andere Zielgruppen mit geringer Museumserfahrung übertragen. Offen blieb jedoch die Frage, ob das ganze Programm auch gut auf andere Standorte transferiert werden kann, denn die Kostenhürde ist entscheidend. Ferne Welten – nahe Welten ist für die Teilnehmenden kostenfrei. Doch wie lassen sich die Angebote andernorts finanzieren?

Weitere Informationen: http://www.mpz-bayern.de/vielfalt-im-museum/programm-fuer-gefluechtete /index.html

84 Standbein Spielbein 107 | 1 2017 Thema

Projektpräsentationen im Rahmen der Tagung

Anke von Heyl

Jede museumspädagogische Tagung gewinnt durch ihren Praxisbezug. Impulse, Performances und Projektvorstellungen sind für Vermittelnde aus dem Museumskontext nicht nur nettes Unterhaltungsprogramm, sondern die eigentliche Essenz der Veranstaltung. Die Projektauswahl der Kölner Tagung sollte nicht Höhepunkte aneinanderreihen, sondern die Realität der bundesdeutschen Vermittlungswelt spiegeln.

Deshalb fanden kleine, von ehrenamtlichem Engagement getragene Vorhaben (Achtung Schiris, Fußballmuseum Springe) ebenso auf die Bühne wie vielbeachtete Projekte aus der Bundeshauptstadt (Multaka, SMB Berlin). Beispielhaft wurden Vernetzungsstrategien an einem Standort aufgezeigt (Places to See, Frankfurt a.M.) und naturkundliche Museen, Gedenkstätten und Ausstellungshäuser einbezogen (Welcome Science, Naturkundemuseum Bielefeld; Haus der Wannseekonferenz, Berlin; MGB Welcome², Berlin). Zudem wurden Museen als Orte des Dialogs und Spracherwerbs vorgestellt (We the People und DeutschlandSaga, Museumsdienst Köln) und das Sammeln von Objekten und Erzählungen als Möglichkeit der Auseinandersetzung thematisiert (Neues Universum Berlin e.V.).

Die Impulse auf der Bühne, unterstrichen von Präsentationen, Bildern oder Filmen, machten die Vielfalt der methodischen und inhaltlichen Möglichkeiten deutlich. Vermittlungsarbeit geschieht nicht nur für, sondern auch mit und über Geflüchtete. Partizipation und symmetrische Kommunikation sind wesentliche Bestandteile erfolgreicher Arbeit – und oft genug Stolpersteine auf dem Weg zum Erfolg. Der folgende Überblick, der acht der insgesamt neun Präsentationen vereint, kann die Projekte nur umreißen. Links, Interviews und vertiefende Informationen finden sich auf dem Blog zur Tagung.¹



Foto: privat

Anke von Heyl M.A.

Kunsthistorikerin. Kulturbloggerin und Kunstvermittlerin. Expertin und Beraterin für Social Media in Kultureinrichtungen. Selbständig mit dem Kultur Event Büro. Als freie Mitarbeiterin und Projektmanagerin tätig für verschiedene Auftraggeber im Raum Köln.

avh@kultureventbuero.de

1 www.museum-flucht-dialog.de [21.02.2017].



Szene zu den Dreharbeiten von DeutschlandSaga im Museum Ludwig Foto: Museumsdienst Köln

DeutschlandSaga - ein Versuch

Museumsdienst Köln

Der Film *DeutschlandSaga* zeigt Kunstvermittlung in Verbindung mit dem Thema Spracherwerb. Er beweist, wie wichtig Methoden sind, die das Publikum aktivieren und ihm eine eigene Stimme verleihen.

Mit Vasili Bachtsevanidis vom SprachHaus Köln als Kooperationspartner für das *DeutschlandSaga*-Projekt gelang es, eine Lerngruppe aus Menschen mit Fluchterfahrung zusammenzustellen. Über mehrere Tage arbeitete diese im Museum Ludwig mit dem Theaterpädagogen Omar El-Saedi zu dem Bild *Lehmbruck-Saga* von Jörg Immendorff – einem Bild, das deutsche Geschichte reflektiert und starke Symbole verwendet. Karin Rottmann berichtete auf der Tagung über den Versuch, darüber einen transkulturellen Dialog in Gang zu setzen.

Der Film begleitete zudem auch die Arbeit mit der von Rottmann entwickelten Museumstasche. Diese enthält eine Reihe methodischer Tools, die helfen, sich auch ohne große Sprachkenntnisse über Kunst auszutauschen. Die Arbeit mit dem Theaterpädagogen Omar El-Saeidi baute dann darauf auf. Er unterstützte beim freien Sprechen und beim Auftritt in der Öffentlichkeit. Die Teilnehmenden wollten vor allem ihre Deutschkenntnisse verbessern, erkannten aber auch die Chancen, die ihnen der ungewöhnliche Umweg über die Kunstbetrachtung eröffnet hatte. Die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich relevanten Themen wie Identität oder auch Geschlechterkampf war ein zentraler Aspekt des Projekts.

Die Beteiligten der *DeutschlandSaga* erlebten ein Phänomen: Durch die Verlagerung manch heikler Diskussion auf die Betrachtung von Kunstwerken konnten sie wertvolle Erkenntnisse gewinnen, und es entstanden Gespräche, die vorher so nicht möglich waren. Zudem konnte Vasili Bachtsevanidis durch eine begleitende Studie beweisen, dass die Teilnehmenden an diesem Projekt deutlich mehr Fortschritte im Deutschlernen machten als eine Kontrollgruppe, die nicht ins Museum gekommen war. Die filmische Begleitung des Projekts durch den Dokumentarfilmer Sascha Vredenburg haben alle Beteiligten als besondere Erfahrung und Wertschätzung der eigenen Lernerfolge mitgenommen.

Vasili Bachtsevanidis

Freier Mitarbeiter an verschiedenen Universitäten in der Didaktik und Lehrerbildung mit den Schwerpunkten DaF und DaZ, Alphabetisierung und Hochschuldidaktik. Lehrbuchautor und Trainer für DaZ und Alphabetisierung in Integrationskursen.

Karin Rottmann

Stellvertretende Direktorin des Museumsdienstes Köln. Schwerpunkte: Vermittlungsprogramme für junge Besucher*innen, Communities und Influencer, Vermittlungsmethoden, Weiterentwicklung von Sprachprogrammen, Network. Zahlreiche Publikationen zur Museumspädagogik.

Welcome Science

Universität und Naturkunde-Museum Bielefeld

Welcome Science konnte Kinder und Jugendliche durch handlungsorientierte Museumsbesuche an MINT-Themen heranführen und zugleich ihre Sprachkompetenz verbessern.

Welcome Science startete im September 2015 und sollte zwei Ziele erfüllen. Zum einen sollten Kinder und Jugendliche, die noch nicht lange in Deutschland lebten, durch selbständiges Experimentieren an MINT-Themen herangeführt werden. Zum anderen boten sich während der Experimentiereinheiten zahlreiche Sprechgelegenheiten, wodurch die Kinder und Jugendlichen behutsam an die deutsche Sprache herangeführt wurden.



Physik spürbar machen. Experiment zum Thema Luftdruck Foto: Ingo Höpfner

Thema

In einer ersten, fünfmonatigen Phase besuchten je zwei studentische Mitarbeiter*innen einmal pro Woche 15 verschiedene Bielefelder Einrichtungen, um in Kleingruppen von ca. 10 Teilnehmenden einfache und alltagsnahe naturwissenschaftliche – meist chemische – Experimente durchzuführen. Nach jeder Experimentiereinheit verfassten die Studierenden Erlebnisprotokolle, damit die Erlebnisse reflektiert werden konnten und die Projektkoordinatoren die Möglichkeit hatten, darauf zu reagieren. 35 besonders interessierte Kinder und Jugendliche wurden anschließend in einer zweiten Phase über weitere drei Monate intensiv gefördert. Dazu wurden sie in Laboreinrichtungen der Universität Bielefeld und in das Naturkunde-Museum Bielefeld eingeladen. Zum Abschluss des Projekts fand in feierlichem Rahmen eine Übergabe von Teilnahme-Urkunden im Beisein der Eltern statt.

Im Mai 2016 waren die Teilnehmenden der zweiten Projektphase zu Gast im Naturkunde-Museum Bielefeld. Unter der Maßgabe, den Kindern und Jugendlichen einen möglichst breitgefächerten Einblick in verschiedene naturwissenschaftliche Bereiche wie Aerodynamik, Bionik oder Paläontologie zu ermöglichen, hatte ein Team von Museumspädagog*innen im Vorfeld ein individuelles Programm entwickelt. Eine besondere Herausforderung war die Vermittlung komplexer Zusammenhänge über teils hohe Sprachbarrieren hinweg. So wurde vor allem auf das handlungsorientierte Experiment gesetzt und mit Bildern und einfacher Sprache operiert.

Philipp Diebels

Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bielefeld. Entwicklung und Evaluierung von Experimentiereinheiten für MINT-Engpassberufe in der Berufsorientierung an Haupt- und Gesamtschulen. Von September 2015 bis Juni 2016 Leiter des Projekts Welcome Science.

Dr. Ingo Höpfner

Freiberuflich tätig im Bereich Umweltbildung, Bildung für nachhaltige Entwicklung, Natur- und Erlebnispädagogik. Konzeption von museumspädagogischen Programmen für das Naturkundemuseum Bielefeld.

Multaka: Treffpunkt Museum

Staatliche Museen zu Berlin und Deutsches Historisches Museum

Das Projekt *Multaka: Treffpunkt Museum – Geflüchtete als Guides in Berliner Museen* macht Geflüchtete zu Expert*innen und die beteiligten Museen zu Treffpunkten des interkulturellen Dialogs.

Multaka ist ein Kooperationsprojekt zwischen dem Museum für Islamische Kunst, dem Vorderasiatischen Museum, der Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin und dem Deutschen Historischen Museum. Im Rahmen des Projekts wurden 19 syrische und irakische Geflüchtete zu Museumsguides fortgebildet, um Museumsführungen für arabischsprachige Geflüchtete in ihrer Muttersprache anbieten zu können. Multaka (arabisch: Treffpunkt) steht dabei für den Austausch verschiedener kultureller und historischer Erfahrungen.

In Zusammenarbeit mit dem Referat Bildung, Vermittlung, Besucherdienste der Staatlichen Museen zu Berlin und der Abteilung Bildung und Vermittlung des Deutschen Historischen Museums wurde ein inhaltliches und methodisch-didaktisches



Multaka. Führung durch Geflüchtete im Museum für Islamische Kunst, Berlin

Foto: Staatliche Museen zu Berlin

Training für die zukünftigen Guides erarbeitet. Dabei wurde ein dialogischer Ansatz verfolgt: Die Guides wählen für ihre Führungen Objekte aus, die für sie wichtig sind, und diskutieren darüber mit den anderen Geflüchteten.

Stefan Weber, Direktor des Museums für Islamische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin, betonte in einer Stellungnahme, wie wichtig es sei zuzulassen, dass Menschen den Museumsraum für sich selber nutzen und ihre eigenen Ansätze und Fragen verfolgen. Objekte aus der Vergangenheit könnten so in die Gegenwart gezogen und damit Reflexionsanlässe für die heutige Zeit werden.

Seit Dezember 2015 werden wöchentlich einstündige Führungen in den beteiligten Museen angeboten. Die Ausstellungsgespräche richten sich an Jugendliche und Erwachsene. Die Teilnahme ist kostenfrei. Die Angebote werden in erster Linie über Social Media-Kanäle wie Facebook und persönliche Kontakte kommuniziert. In Ergänzung zu den arabischsprachigen Führungen bietet *Multaka: Treffpunkt Museum* seit März 2016 Workshops an, die sich gleichzeitig an arabischsprachige Geflüchtete und an ein deutschsprachiges Publikum richten.

Heike Kropff

Leiterin der Abteilung Bildung/Kommunikation der Staatlichen Museen zu Berlin, Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Zuvor Kuratorin für Bildung und Vermittlung im Museum Folkwang, Essen. Lehraufträge an verschiedenen Universitäten.

Razan Nassredine

Kulturmanagerin mit syrisch-libanesischen Wurzeln, lebt seit vier Jahren in Berlin. Seit 2015 Projektleitung Multaka. Zuvor in Damaskus Studium der französischen Literatur, in Frankreich und Spanien Masterstudium.



Workshop im Haus der Wannseekonferenz, Berlin.

Foto: Haus der Wannseekonferenz

Pädagogik der Anerkennung

Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz

Eine Gruppe von Palästinenserinnen setzte sich aktiv und offen mit Erinnerungskultur auseinander und diskutierte Biografien von Frauen aus der Zeit des Nationalsozialismus.

Ruth Preusse sprach über eine Beteiligung ihres Hauses am Projekt *Was ist frau ohne ihre Geschichte?*, das mit Migrantinnen und Geflüchteten im Rahmen eines mehrteiligen Förderprogramms der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft stattgefunden hat.

In der Arbeit mit den jugendlichen und erwachsenen Besucher*innen macht sich die Bildungsabteilung unter der Leitung von Dr. Elke Gryglewski für eine Pädagogik der Anerkennung stark. Diese Haltung führte zur Beteiligung an einem Projekt des Kulturvereins Karame e.V. mit geflüchteten Frauen, die dort seit 2012 bei ihrem Integrationsprozess unterstützt werden. Ruth Preusse berichtete, dass der Verein mit dem Wunsch der Kooperation an das HdWK herangetreten war und mittlerweile auch der Wunsch nach einer Fortführung der gemeinsamen Arbeit besteht.

Es handelte sich bei den Teilnehmerinnen um eine Gruppe Palästinenserinnen, die sich sehr offen mit der Erinnerungskultur auseinandergesetzt und über einzelne Biografien von Frauen in der Zeit des Nationalsozialismus eine Diskussion mit Bezügen zur eigenen Kultur geführt haben. Aus eigenem Impuls heraus konnten die Teilnehmerinnen wählen, über welche Themen sie mehr wissen wollten. Dieser behutsame biografische Zugang funktionierte auch bei dieser Gruppe, bei der man aufgrund der politischen Situation eventuell Probleme erwartet hätte.

Die Überzeugung, dass die Kenntnis geschichtlicher Zusammenhänge einen wertvollen Beitrag zur Findung der eigenen Identität leisten kann, führte zur

Beschäftigung mit der Erinnerungskultur allgemein und im Besonderen mit der Zeit der NS-Diktatur in Deutschland.

Abschließend betonte Ruth Preusse, dass durch die Pädagogik der Anerkennung alle erreicht werden könnten und man nicht nur eine spezielle Zielgruppe im Blick haben müsste. Wesentlich für das Gelingen solcher Projekte sei die Vertrauensbasis, die allerdings nur aus einer langfristigen Zusammenarbeit erwachsen könne. Hier machte sie sich für die interkulturelle Weiterbildung stark, die sie als eine wichtige Grundlage für zukünftige Strukturen in der Kulturarbeit sehe.

Dr. Ruth Preusse

Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, zuvor Bildungsreferentin der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Forschungen zu Literatur und Theologie nach der Shoah.

MGB Welcome²

Martin Gropius-Bau Berlin

Ausgangspunkt der Programme sind die wechselnden Ausstellungen im Martin-Gropius-Bau – eine gegenüber einem Haus mit dauerhafter Präsentation veränderte Aufgabenstellung. Sie bieten Anknüpfungspunkte für Dialog, Reflexion und Spracherwerb.

Bei den Praxis-Beispielen zur Tagung wird deutlich, wie wichtig es ist, die einzelnen Projekte auch auf Nachhaltigkeit hin zu konzipieren. Susanne Rockweiler (Martin-Gropius-Bau Berlin) berichtete über die Erfahrungen mit dem Programm *MGB Welcome*². Bei diesem Intensivprogramm für Willkommensklassen von Grund-, Sekundar- und berufsbildenden Schulen wird die Kunstbetrachtung mit einem Sprachförderungsprogramm kombiniert. Wichtig ist den Vermittelnden dabei der Blick auf Werke aus unterschiedlichen Kulturkreisen und die Verbindung mit einem bildnerisch-praktischen Teil.

Ausgangspunkt für MGB Welcome² sind die Ausstellungen, die im Martin-Gropius-Bau zu sehen sind. Sie ergeben die Anknüpfungspunkte, um in Dialog zu treten, kulturelle Identitäten zu reflektieren, sich bildnerisch-praktisch auszudrücken

Angebote im Martin Gropius Bau Foto: Martin-Gropius-Bau, Berlin

MGB Welcome².



und Deutsch zu lernen. Es werden Begegnungsmomente mit Berliner Regelklassen geschaffen und punktuell Eltern, Geschwister und Freund*innen in den Martin-Gropius-Bau eingeladen. Das Kultur- und Bildungsprojekt ist auf Nachhaltigkeit ausgerichtet und deshalb auf mindestens ein Jahr angelegt. Die jungen Geflüchteten und Migrant*innen kommen im Klassenverband im zweiwöchigen Rhythmus in das Ausstellungshaus. In jedem Treffen entstehen bildnerisch-praktische Arbeiten wie Memory-Karten, künstlerische Tagebücher oder Erinnerungsmappen, die auch weiterhin im Unterricht zum Deutschlernen eingesetzt werden können und Erlebtes in Erinnerung rufen.

Die Heterogenität der Gruppen stellt die Vermittlungsarbeit vor große Herausforderungen; dort wo Worte fehlen, helfen Bilder und Icons. Die auf diese Weise erprobten Materialien und die Ergebnisse der Workshops werden zum Nachmachen mit genauem Ablauf online gestellt. Susanne Rockweiler betonte die Aufgabe eines internationalen Ausstellungshauses, sich an der Willkommenskultur zu beteiligen und auf diese Weise auch ein politisches Statement abzugeben.

Dr. Susanne Rockweiler

Stellvertretende Direktorin des Martin-Gropius-Bau in Berlin. Schwerpunkte: Marketing und Pressearbeit, Organisation, Drittmittelfinanzierung, Kooperationen und Kulturelle Bildung. Lehrbeauftragte an der Universität der Künste in Berlin.

Achtung, Schiris! Gemeinsam für Integration

Fußballmuseum Springe

Das Projekt setzte auf die verbindende Kraft des Sports und nahm eine besondere Ausstellung ins Programm. Entscheidend war die Begegnung zwischen den Jugendlichen aus ganz unterschiedlichen Kulturen, die miteinander gearbeitet haben.

Gemeinsame Vorbereitung der Ausstellung Achtung Schiris im Fußballmuseum Springe Foto: Dirk Schröder



92

Schiris ist der Name der Sonderausstellung des Fußballmuseums Springe, die am 30. Mai 2016 eröffnet wurde. Jugendliche Kriegsflüchtlinge haben das Projekt gemeinsam mit Gymnasiasten und Studierenden ins Leben gerufen. Die Ausstellung thematisiert die Rolle des Schiedsrichters von den Anfängen bis in die aktuelle Zeit des professionellen und kommerziell orientierten Fußballs.

Getreu dem Motto »Miteinander – Gemeinsam für Integration« stand die Zusammenarbeit der Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft im Fokus des Projekts. Die diversen Kulturen und Sprachen der Jugendlichen wurden berücksichtigt und flossen in die Ausstellung ein.

Dirk Schröder hob die gemeinsame Arbeit der Jugendlichen als Besonderheit des Projekts hervor und betonte, wie fruchtbar Gymnasiasten, Studierende und jugendliche Flüchtlinge miteinander an einem Projekt gearbeitet hätten. Das Vehikel Ausstellung trug zum gegenseitigen Kennenlernen bei. Durch die multikulturelle Zusammenarbeit lernten hier Sprachanfänger von den Studierenden – eine individuelle Deutsch-Förderung wurde ermöglicht.

Für die Projektplanung wurden mehrere Seminarsitzungen in der HDI-Arena bei Hannover 96 abgehalten. Um den Zusammenhalt zwischen den Projektteilnehmern bestmöglich zu stärken, fand ein Workshop im Harz statt, in dem gemeinsam die Ausstellungsthemen erarbeitet wurden. Frauen im Schiedsrichterwesen, legendäre Schiedsrichterskandale und Schiris und Kommerz sind nur einige der vielfältigen Themen, die im Projekt *Schiris* behandelt wurden.

Dirk Schröder

Gymnasiallehrer, Lehrbeauftragter und Leiter des fachdidaktischen Studienseminars Sport in Hildesheim. Gründungsmitglied und ehrenamtlicher Kurator des Fußballmuseums Springe.

Places to See

Museum für Moderne Kunst Frankfurt

20 Frankfurter Kulturinstitutionen haben zusammen ein Programm für geflüchtete Menschen in den Notunterkünften der Stadt entwickelt. Es vereint Frankfurter Kulturorte, die man gesehen haben sollte.

Seit Ende 2015 arbeiten 20 Institutionen an einer Struktur, die den Geflüchteten trotz der schwierigen Alltagssituation ein abwechslungsreiches Freizeitprogramm anbietet. Gefördert von einem speziellen Pool, den die Stadt Frankfurt für übergreifende Kooperationen zur Verfügung stellt, kann über ein Jahr hinweg für die Menschen aus insgesamt sieben Notunterkünften jeweils an einem festgelegten Wochentag ein Museumsbesuch eingeplant werden.

Katharina Mantel ist als Koordinatorin für die Museen mit weiteren Expert*innen – unter anderem auch ehrenamtlichen Kräften – in einem Team vernetzt, das sich regelmäßig über die Programme austauscht. Auf diese Weise entstehen Lernprozesse und eine stetige Verbesserung des Angebots. Solch ein ständiger Diskurs ist aus ihrer Sicht für das Gelingen der Programme unbedingt notwendig.

Inhaltlich werden die Angebote von den jeweiligen Häusern bestritten, die allerdings nachfrageorientiert agieren. In der Regel handelt es sich um zweistündige Besuche in der jeweiligen Kulturinstitution, die für Erwachsene und Kinder gleichermaßen funktionieren. Es werden beispielsweise Kakaocreme im Palmengar-

il e	Unterkunft 1	Unterkunft 2	Unterkunft 3	Unterkunft 4	Unterkunft 5
	Di 14.30 h	Mi 14.30 h	Do 14.30 h	Fr 14.30 h	Fr 14.30 h
Woche 1	Museum 1	Museum 2	Museum 3	Museum 4	Zoo
Woche 2	Museum 5	Palmengarten	Museum 6	Museum 7	Museum 8
Woche 3	Museum 9	Museum 10	Museum 11	Museum 12	Museum 13
Woche 4	Museum 14	Museum 15	Museum 16	Museum 17	Museum 18
Woche 5	Zoo	Museum 1	Museum 7	Museum 9	Palmengarten

Planungsmatrix der Places to See in Frankfurt am Main (nach Katharina Mantel)

ten hergestellt oder antike Spiele im Archäologischen Museum angeboten. Alle Programme laufen ohne Dolmetschende und müssen entsprechend ohne große Sprachbarrieren funktionieren. Sie sind kostenlos und beinhalten auch die öffentlichen Verkehrsmittel – ein wichtiger Punkt für Erfolg oder Misserfolg solcher Angebote!

Katharina Mantel betonte die Besonderheit einer übergreifenden Zusammenarbeit innerhalb der städtischen Strukturen, die bislang so nicht möglich war. Inzwischen wurde allen Beteiligten klar, wie vorteilhaft kooperatives Denken und Handeln nicht nur für Nutzer*innen, sondern auch für Anbieter*innen ist. Vor allem kleinere Institutionen können von der aufgebauten Struktur profitieren und alle miteinander aus den gemeinsam gemachten Erfahrungen lernen.

Katharina Mantel

Kunstvermittlerin am Museum für Moderne Kunst in Frankfurt am Main, zuvor freiberuflich tätig u.a. für das Deutsche Filmmuseum, das Atelier Goldstein und den Frankfurter Kunstverein. Lehrbeauftragte am Institut für Kunstpädagogik an der Goethe-Universität Frankfurt.

We The People: Eine Performance

Museumsdienst Köln

In einer Tanzperformance zu einem Fragment der New Yorker Freiheitsstatue entwickelten 18 Jugendliche aus aller Welt ihre Ideen zu Freiheit, Menschlichkeit und Solidarität.

Schon mehrfach hatte Karin Rottmann vom Museumsdienst mit einer Sprachintegrationsklasse des Heinrich Mann Gymnasiums in Köln zusammengearbeitet. Die Schule kommt mit verlässlicher Regelmäßigkeit mit ihren internationalen Klassen ins Museum. Diese Kooperation wird von der Schule als eine zentrale Unterstützung im Bemühen um Integration gesehen.

Im Falle von We The People arbeiteten Museums- und Theaterpädagog*innen mit 18 Schüler*innen im Alter zwischen 10 und 18 Jahren. Die Jugendlichen stammten aus insgesamt 15 verschiedenen Ländern. Das Projekt entstand zu einer Ausstellung mit Arbeiten von Danh Võ. Der Künstler diente nicht nur mit seinem zentralen Werk – einem Fragment der New Yorker Freiheitsstatue – sondern auch mit der eigenen Fluchterfahrung als Identifikationsfigur für die Kinder und Jugendlichen mit ähnlichem Schicksal. So bot sich eine gute Gelegenheit, das Thema aufzugreifen.

In der anschließenden Arbeit mit dem Schauspieler und Theaterpädagogen Omar El-Saeidi entstand eine Performance, in der die Schüler*innen ihre eigene Sicht auf das Kunstwerk ausdrückten. Anders als bei einer reinen Präsentation einzelner Arbeitsergebnisse gelang über die Performance ein Weiterdenken des künstlerischen Ansatzes. Zudem wurde der extrem wichtige Faktor des gemeinsamen Erlebens noch verstärkt. Den beteiligten Kolleg*innen fiel auf, mit welch positiver Kraft die Schüler*innen den durchaus nicht unkritischen Aspekten der Arbeit Danh Vös begegneten. Sie betonten Begriffe wie Gleichheit oder Solidarität und machten diese zum Zentrum ihrer Performance.

Der damalige Schuldirektor Michael Mohr sieht in dieser Art, sich der Kultur gegenüber zu öffnen, eine große Hilfe vor allem auch da, wo man es mit traumatisierten Schüler*innen zu tun hat. Er sagte im Nachgang zu dem Projekt, dass in der Begegnung mit Kunst ein Stück weit geheilt werden könne, was an Trauma vorhanden sei. Die langjährige Erfahrung des Museumsdienstes mit Sprachintegrationsprogrammen hat mittlerweile ein Methodenrepertoire entstehen lassen, das auch zukünftig in ähnlichen Projekten eingesetzt werden kann.

Karin Rottmann

Stellvertretende Direktorin des Museumsdienstes Köln. Schwerpunkte: Vermittlungsprogramme für junge Besucher*innen, Communities und Influencer, Vermittlungsmethoden, Weiterentwicklung von Sprachprogrammen, Network. Zahlreiche Publikationen zur Museumspädagogik.

Omar El-Saeidi

Film- und Theaterschauspieler. Mitglied an Ensembles in Köln, Duisburg und Bielefeld. Rollen in zahlreichen Film- und Fernsehproduktionen. Daneben seit 2009 Schauspielcoach für den Museumsdienst Köln in mehreren interkulturellen Projekten.



Szene aus den Proben zu We the People mit Museumsgraffiti

Foto: Museumsdienst Köln

Aus der Praxis

Forschendes Lernen im Museum

Ein paläontologischer Workshop

Christina Höfling/ Alexandra Pankow/ Eva Roßmanith/ Christoph Thyssen

Die aktive Auseinandersetzung mit Exponaten, selbständiges Erkunden der Ausstellung und eigenständiges Generieren von Wissen – in einem neuen Workshop des Senckenberg Naturmuseum und der Fachdidaktik Biologie der TU Kaiserslautern können Schüler*innen das Museum ganz anders erleben. Dabei tauchen sie in die Arbeitswelt der Paläontologie ein und üben sich im wissenschaftlichen Untersuchen von 3D gedruckten Knochen, im Aufstellen begründeter Hypothesen und in der Präsentation ihrer Ergebnisse. Abstraktes Wissen wird hierbei erfahr- und begreifbar.

Die Bildungsarbeit naturwissenschaftlicher Forschungsmuseen bewegt sich oft in einem Spannungsfeld: Aktuelle Forschung vermitteln, ein Verständnis für die Aufgaben von Museen schaffen und neue didaktische Ansätze entwickeln – bei diesen vielfältigen Aufgaben ist ein Austausch mit starken Partnerinstitutionen von Vorteil. Die Chance zu einer solchen Kooperation ergriff die Museumspädagogik des Senckenberg Naturmuseums in Frankfurt gemeinsam mit der Fachdidaktik Biologie der TU Kaiserslautern. Deren Leiter, Dr. Christoph Thyssen, besuchte das Museum schon lange mit Seminargruppen und nutzte diesen besonderen außerschulischen Lernort als Möglichkeit für Studierende, Stundenkonzepte zu erstellen und zu erproben. Aus den Ansätzen entwickelte sich ab 2015 ein Kooperationsprojekt zur Konzeption und Evaluierung eines neuen Workshop-Formats für das Senckenberg Naturmuseum.

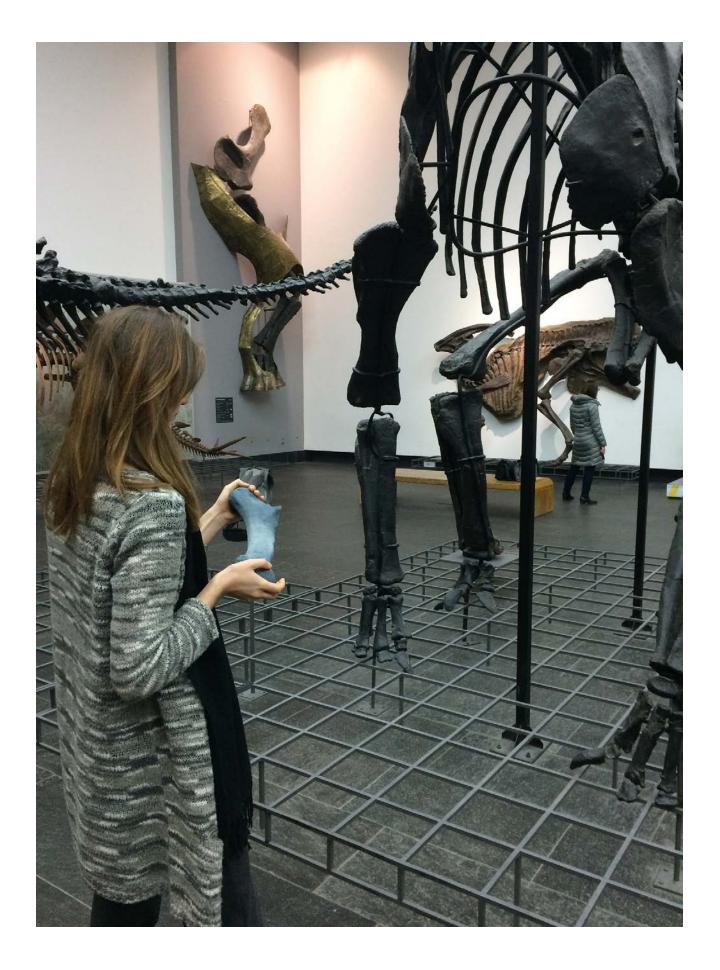
Chancen und Grenzen der Schausammlung

Spektakuläre Ausstellungsstücke und originale Exponate haben großes Potenzial, Schüler*innen für naturwissenschaftliche Themen und Fragestellungen zu begeistern.¹ Allerdings eignen sich diese Unikate mit hohem wissenschaftlichen Wert aus konservatorischen Gründen nicht zur direkten Einbindung in Hands on-Aktivitäten. Fragen, die einer haptischen Beschäftigung mit dem Objekt bedürfen, können somit nur unzureichend bearbeitet werden, obwohl sie für den wissenschaftlichen Diskurs oftmals nützlich sind.

Ziel war es daher, einen Workshop zu entwickeln, der es Schüler*innen der Oberstufe ermöglicht, mit den Exponaten direkt in Dialog zu treten. Es sollte eine Verbindung von Hands on-Aktivitäten (praktischem Arbeiten) und Minds on-Aktivitäten (wissenschaftlichem Denken) hergestellt werden, die dabei hilft, wissenschaftliche Arbeitsweisen zu vermitteln.² Darüber hinaus sollte der Workshop zu einem selbständigen Entdecken der Ausstellung beitragen und innovative, hand-

Welcher Knochen passt zu welchem Tier und wo sitzt er im Körper? Durch genaues Untersuchen, Beobachten und Vergleichen generieren die Schüler*innen selbständig Erkenntnisse

▶



lungsorientierte Elemente im Sinne fachgemäßer Arbeitsweisen beinhalten. Durch aktives Handeln bleibt Langeweile aus und die Freude mit den Lernelementen nimmt zu,³ was über positive Emotionen den Lernprozess und im Sinne interaktiver Exponate bedeutungsvolles Lernen fördert.4

Konzeption und Evaluierung – Workshop-Entwicklung als Prozess

Ausgangspunkt des Workshops war ein möglichst authentisches Setting, in dem die Teilnehmenden in die Rolle von Paläontolog*innen schlüpfen, um einen unbekannten Knochen zu untersuchen. Zur Herstellung der Handstücke wurden Knochen bestimmter Saurierskelette der Dauerausstellung gescannt und in 3D gedruckt. Das 3-Dimensional Printing (3DP) mit Polymergips ermöglicht dabei eine besondere haptische Erfahrung, die dem Gefühl von versteinerten Knochen nahekommt. Inhaltlich setzt sich der Workshop mit den Themen Evolution sowie Form und Funktion von Knochen auseinander.

Damit nimmt er Bezug auf die Basiskonzepte »Variabilität und Angepasstheit« sowie »Geschichte und Verwandtschaft« des hessischen Kerncurriculums, die mit den Lehrplänen weiterer Bundesländer vergleichbar sind. Bei den ausgewählten Knochen handelt es sich jeweils um die Oberarmknochen der verschiedenen Saurierarten. Je nach Lebensraum und Fortbewegungsart sind diese sehr unterschiedlich gebaut. So ist der Oberarmknochen eines wasserlebenden Fischsauriers kurz und abgeplattet, der eines Flugsauriers hingegen dünn und filigran. Die Wirkung und der Lernerfolg des Formats sollten untersucht und der Workshop so im Laufe der Zeit optimiert werden. In einer Vorstudie testeten dazu insgesamt sieben Schulklassen erste Versionen im praktischen Museumsalltag. Im Vorfeld und im Anschluss daran wurden die Teilnehmenden befragt, um Aussagen über Lernzuwachs, Zufriedenheit und Wünsche treffen zu können. Anhand dieser Daten wurde der Workshop iterativ weiterentwickelt. Ausgehend von diesen vielfältigen Erfahrungen entstand letztlich ein dreigliedriges Workshop-Format.

Die Ausstellung aktiv erschließen

Die maximal 15 Teilnehmenden des Workshops beschäftigen sich in Kleingruppen jeweils mit einem Knochen. Wie in der paläontologischen Forschung sollen sie dabei ihren Knochen genau untersuchen, beschreiben, zeichnen, mit anderen vergleichen und einer Tierart zuordnen. Dabei werden Hypothesen aufgestellt, mit jeder neuen Erkenntnis überprüft und umformuliert. Wissenschaftliches Arbeiten wird so direkt erlebbar. In Analogie zum fachwissenschaftlichen Vorgehen erarbeiten sich die Schüler*innen selbständig Informationen und Erkenntnisse, fertigen Analysen bzw. Untersuchungen in der Ausstellung an und sichern die Ergebnisse mit Unterstützung eines Skripts. Dabei gehen sie in ihrem eigenen Tempo vor und werden dazu angeregt, sich untereinander auszutauschen. Ein Guide steht während der Arbeitsphase als Expert*in zur Verfügung und kann jederzeit angesprochen werden. Er hält sich allerdings im Hintergrund, die Teilnehmenden erarbeiten sich forschend, also eigenaktiv und selbst gesteuert ihr Wissen.

Dabei ist auffällig, dass Schüler*innen zumeist nicht vertraut mit dieser Form des Lernens und Erkenntnisgewinns sind, da forschendes Lernen im Schulalltag nur



Besondere haptische Erfahrung: 3D gedruckte Knochen dienen als Handstücke für den Workshop und machen die Arbeitswelt der Paläontologie direkt begreifbar

selten angewendet wird.⁵ Vielen fällt es schwer, ergebnisoffen zu arbeiten. Dabei ist genau dies gewollt: Es gibt die Möglichkeit, bis zum Schluss nicht genau zu wissen, welchen Knochen man hat und zu welchem Tier er gehört. In solchen Fällen greift der Guide am Ende der praktischen Phase allerdings ein und leitet durch Fragen und Hinweise in die richtige Richtung, damit als positiver Abschluss des praktischen Teils der Fund des richtigen Knochens steht. Anschließend werden die Ergebnisse präsentiert und in Zusammenhang mit evolutionären Prozessen gebracht. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Knochen werden diskutiert, ihre Form und Funktion vor dem Hintergrund des Struktur-Funktions-Prinzips erläutert und die Erkenntnisse auf die Lebensweise der Tierart übertragen. Wie nebenbei verfestigt sich bei den Teilnehmenden im Laufe des Workshops anschlussfähiges Wissen über anatomische Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschiedener Wirbeltierskelette.

Dialogische Führung zur Sicherung der Ergebnisse

Der bewusst offen gehaltene praktische Teil des Workshop-Konzepts generiert bei den Schüler*innen viele Fragen: Warum sind Knochen der Vorderextremitäten landlebender Wirbeltiere ähnlich aufgebaut? Kann ein riesiger Knochen aus dem Jura auch von einem Säugetier stammen? Die Antworten darauf erarbeitet die Gruppe im zweiten Teil des Workshops: einer dialogischen Führung durch das Haus. Durch ihre Anregungen und Ideen nehmen die Teilnehmenden direkten Einfluss auf den Ablauf und die Ausrichtung der Führung. Dabei erfolgt auch die weitere Einordnung in den Kontext. Themen wie Evolutionsmechanismen, Fossilbelege und Homologien werden diskutiert und die Erkenntnisse aus dem Workshop weiter vertieft.

Digitale Erweiterungsmöglichkeiten

In der ersten Version verknüpfte der Workshop klassische analoge und digitale Medien. Hierbei vermaßen die Gruppen im praktischen Teil die Skelette ihres fossilen Tieres zusätzlich mithilfe einer App, durch die das kontaktlose Messen an den sensiblen Exponaten möglich ist. So konnte direkt am ausgestellten Objekt geforscht werden. Aus den Messwerten errechneten die Schüler*innen im Folgenden wissenschaftliche Indizes zur Beschreibung der Statik bzw. Belastung der Knochen. Diese eigenständig generierten Daten überprüften sie auf ihre Aussagekraft bezüglich möglicher Rückschlüsse auf die typische Fortbewegungsart der fossilen Tiere. So wurden Arbeitsweisen der Paläontologie erlebbar, bei der aus wenigen Knochenfunden Hypothesen über die Lebensweise und ökologischen Besonderheiten fossiler Tiere hergeleitet wurden. In der Testphase zeigte sich, dass dieses Vorgehen den Workshop zu umfangreich machte und sich dies negativ auf die Motivation der Schüler*innen auswirkte. Daher wurde aus dieser Komponente eine eigene Handreichung für Lehrkräfte entwickelt, sodass diese die Messungen im Anschluss an den Workshop selbständig durchführen können.

Fazit und Ausblick

Das Konzept des Workshops ermöglicht es den Teilnehmenden, das Museum durch entdeckendes/ forschendes Lernen für sich zu erschließen und hautnah als Ort der

Forschung und des Wissens zu erleben. Der Workshop gibt einen authentischen Einblick in wissenschaftliches Denken und Arbeiten und soll so nachhaltig für naturwissenschaftliche Forschung begeistern. Dabei stiftet das selbstbestimmte Erarbeiten von Wissen positive Erfahrungen und schafft bei den Teilnehmenden eine persönliche Bindung zur Ausstellung und zu einzelnen Exponaten. Die Objekte der Ausstellung werden in den didaktischen Ansatz des entdeckenden Lernens einbezogen, woraus sich eine neue methodische Zugangsmöglichkeit und Bedeutungsebene ergibt. Abstraktes Wissen über die Paläontologie und deren Arbeitsweise wird somit erfahr- und erlebbar. Wir bedanken uns an dieser Stelle herzlich bei der KfW Stiftung, die das Projekt finanziell unterstützt hat.



Christina Höfling

Christina Höfling absolvierte nach ihrem Masterabschluss in Biowissenschaften an der Westfälischen Wilhelms-Universtität Münster ein wissenschaftliches Volontariat in der Museumspädagogik des Senckenberg Naturmuseums Frankfurt. Derzeit erarbeitet sie dort im Rahmen einer Projektstelle neue Lehrangebote für Schulen.

christina.hoefling@senckenberg.de

Alexandra Pankow

Alexandra Pankow arbeitet seit Juli 2015 für das beschriebene Kooperationsprojekt der TU Kaiserslautern und des Senckenberg Naturmuseums Frankfurt. Sie studiert Lehramt für berufsbildende Schulen an der TU Kaiserslautern mit der Fächerkombination Holztechnik/ Biologie.

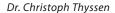
pankow@rhrk.uni-kl.de



Dr. Eva Roßmanith

Eva Roßmanith ist seit August 2013 Leiterin der Museumspädagogik des Senckenberg Naturmuseums in Frankfurt. Dort arbeitete sie bereits während ihres Biologiestudiums als freie Mitarbeiterin, bevor sie zur Promotion und hochschuldidaktischen Arbeit an die Universität Potsdam wechselte.

eva.rossmanith@senckenberg.de





Christoph Thyssen absolvierte im Anschluss an das Staatsexamen in Biologie und Chemie das Referendariat. Nach mehrjähriger Schultätigkeit und dem Erwerb der Unterrichtserlaubnis in Informatik ist er seit 2008 Leiter der Arbeitsgruppe Fachdidaktik im Fachbereich Biologie der TU Kaiserslautern.

thyssen@rhrk.uni-kl.de

- 1 Vgl. Killermann, Wilhelm; Hiering, Peter & Starosta, Bernhard: *Biologie-Unterricht heute: Eine moderne Fachdidaktik.* 15. Aufl. Donauwörth 2016, S. 128.
- 2 Vgl. Mayer, Jürgen: *Erkenntnisse mit naturwissenschaftlichen Methoden gewinnen*. In: Gropengießer, Harald; Harms, Ute & Kattmann, Ulrich (Hg.): *Fachdidaktik Biologie*. 9. Aufl. Hallbergmoos 2013.
- 3 Vgl. Hein, Georg E.: Learning in the Museum. London 1998.
- 4 Vgl. Strzebkowski, Robert & Kleeberg, Nicole: *Interaktivität und Präsentation als Komponenten multimedialer Lernanwendungen*. In: Issing, Ludwig J. & Klimsa, Paul (Hg.): *Information und Lernen mit Multimedia und Internet*. Weinheim 2002, S. 229–264.
- 5 Vgl. Krämer, Philipp; Nessler, Stefan & Schlüter, Kirsten: Forschendes Lernen als Herausforderung für Studierende & Dozenten. Schlussfolgerungen und Lösungsvorschläge für die Lehramtsausbildung. In: Hammann, Marcus; Mayer, Jürgen & Wellnitz, Nicole (Hg.): Lehr- und Lernforschung in der Biologiedidaktik. Bd. 6, Innsbruck 2015.



Dada ist hier!

Raum für Dialog und Experiment

Diana Brinkmeyer/Beate Gorges

Für zwei Monate stellte die Berlinische Galerie Kindern, Jugendlichen und Familien einen eigenen Ausstellungsraum zur Verfügung. Im Mittelpunkt von Dada ist hier! stand die partizipative, kritische und gegenwartsbezogene Auseinandersetzung mit Kunst wie auch mit Vorstellungen vom Eigenen und Fremden. Gemeinsam mit einem Netzwerk lokaler Partner wurden Potenziale für ernst gemeinte Teilhabe ausgelotet und das Museum als inklusive, diversitätsorientierte Institution diskutiert.

Berlinische Galerie und Südliche Friedrichstadt

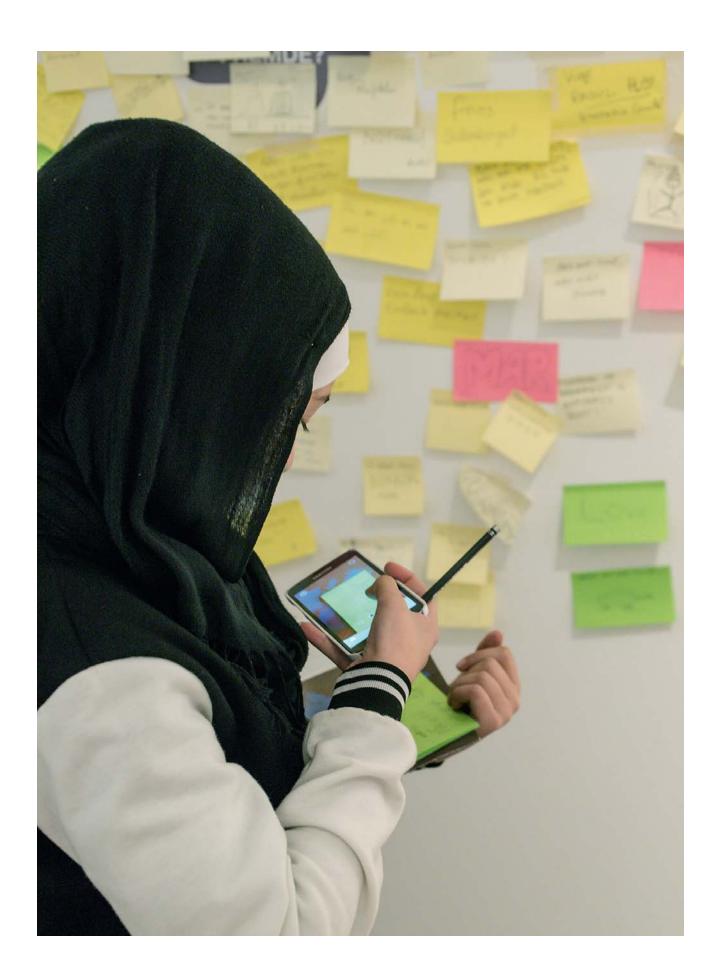
1975 gegründet, ist die Berlinische Galerie eines der jüngsten Museen der Hauptstadt. Das Landesmuseum für Moderne Kunst, Fotografie und Architektur sammelt in Berlin entstandene Kunst von 1870 bis heute. Seit das Museum im Jahr 2004 sein Zuhause in Kreuzberg gefunden hat – genauer: in der Südlichen Friedrichstadt – stellt es sich der Chance und Herausforderung, als Kunstmuseum in einem Wohnkiez zu agieren. Das Vermittlungsprojekt Dada ist hier! (5.9.–7.11.2016) kann nur vor dem Hintergrund der sozio-kulturellen Prägung dieses Museumsumfelds tiefergehend reflektiert werden. Die Wohnbebauung im Umfeld entstand im Zuge der Internationalen Bauausstellung 1984/87 als eine »sozial ausgerichtete Architektur«¹ von hohem Wohnwert. Seit Jahren wird die Südliche Friedrichstadt jedoch im Sozialmonitoring als Gebiet mit »besonderem Aufmerksamkeitsbedarf« ausgewiesen: Sie zählt zu den ärmsten Gebieten Berlins, weist eine hohe Anzahl an Empfänger*innen von Transferleistungen, viele Familien nicht-deutscher Herkunftssprache und eine hohe Jugendarbeitslosigkeitsquote auf.² Aktuell weist die soziale Entwicklung des Stadtraums zwar eine aufsteigende Tendenz auf. Die Ursachen für den positiven Trend liegen jedoch nicht in einer Verbesserung der Lebenssituationen, sondern in den Folgen sozialer Verdrängung durch Gentrifizierung.

Der Anspruch, Austauschprozesse zwischen den Anwohner*innen und dem Museum zu befördern, bestand von Anfang an. In enger Kooperation mit dem Verein Jugend im Museum konnten Formate wie das Offene Atelier etabliert werden, das seit 10 Jahren Kinder und Jugendliche zu künstlerischer Praxis einlädt. Dieser Anspruch erstarkte zunehmend angesichts der Diskussionen über eine diversitätsgeprägte, inklusive Gesellschaft. Wie lässt sich das Museum als sozialer Ort gestalten, wie dessen Rolle in einem sich wandelnden gesellschaftlichen Gefüge verhandeln?

Raum für Dialog und Experiment

Dada ist hier!: Kunst AG des Hermann Hesse Gymnasiums. Foto: Barbara Antal

Über Jahre hinweg konnten Kooperationen mit verschiedenen Partnern im Stadtteilnetzwerk angestoßen werden: das Projekt Was sagst Du? mit den Stadtteilmüttern Friedrichshain-Kreuzberg, das an der Schnittstelle von Kunst und Famili-



ensozialarbeit experimentierte (2014–15); Kunstprojekte wie das *Küchenmonument* von raumlabor berlin – ein temporärer Raum für Aktion und Begegnungen, für Kulinarisches und Gemeinschaft (2015–16); der Gemeinschaftsgarten vor dem Museum, der während einer Sanierungspause als grüner Anker zur Nachbarschaft entstand (2015 bis heute). Im Herbst 2016 verdichteten sich die Stränge der Kooperation mit Kiez-Partnern: Ein Ausstellungsraum von 200 m² Fläche wurde temporär für die Bildungsarbeit zur Verfügung gestellt, mit direktem Zugang zu den Ausstellungsräumen und neuer Sichtbarkeit für die Aktivitäten der Kunstvermittlung und ihre Teilnehmenden.

Begleitet hat uns bei der Realisierung stets die Frage, wie sich das Selbstverständnis des Museums als sozialer Ort auf ein solches Projekt auswirkt, auf Architektur, Raumgestaltung und Konzept. Wie können unsere lokalen Partner eine Stimme erhalten? Über den Initialpartner Jugend im Museum e.V. hinaus waren die Robert-Koch-Schule und die Hermann-Hesse-Schule, die Kunstwerkstatt der Lebenshilfe Berlin und die Gemeinschaftsunterkunft Stallschreiberstraße weitere Kooperationspartner. Entstanden ist ein multifunktionaler Raum, der Kindern, Jugendlichen wie Erwachsenen gleichermaßen Inspiration, Begegnungs- und Teilhabemöglichkeiten bot: diskutieren, künstlerisch tätig sein, experimentieren mit Medien, Material und Ideen, lesen und Filme schauen, gemeinsam ausstellen, kommentieren – oder einfach ausruhen.

Willkommenskultur wurde groß geschrieben, und so entwickelte das Architekturbüro david saik studio eine zweiteilige Raumstruktur: ein größerer Werkraum im hinteren Bereich sowie die sogenannte Lounge als Eingangsbereich. Die Lounge zog die Besucher*innen von Weitem an und ließ sie ankommen, dank einer Projektionswand und einer Liegefläche in Form eines Podests mit Kissen. Hier konnte man Kommentare hinterlassen, Filmproduktionen aus den Workshops schauen oder sich vertieft mit Themen der Ausstellungen beschäftigen: Ein vielfältiger Fundus an Aktionskarten, Zeichenmaterial, taktilen Medien und kritischer Literatur bot unterschiedliche sinnliche und kognitive Zugänge.

Den Titel *Dada ist hier!* erhielt der Projektraum, da er sich als diskursive Erweiterung der Ausstellung *Dada Afrika. Dialog mit dem Fremden* (5.8.–7.11.2016) verstand. Zum 100-jährigen Jubiläum Dadas beleuchtete die Berlinische Galerie in Kooperation mit dem Zürcher Museum Rietberg erstmals die dadaistische Rezeption außereuropäischer Kunst. In der Schau traten Dada-Werke in Dialog mit afrikanischen, asiatischen und ozeanischen Artefakten.

Die Debatte darüber, inwieweit eine Kunstausstellung im 21. Jahrhundert, die Objekte aus ehemals kolonialisierten Ländern zeigt, die Geschichten dieser Objekte thematisieren muss, führte im Projektraum unmittelbar zu aktuellen gesellschaftspolitischen Themen. Vom kolonialen Erbe und Machtgefälle zwischen Europa und den kolonialisierten Ländern war es nicht weit bis zu den heutigen Beziehungen zwischen Europa und Afrika, eurozentrischen Perspektiven und gegenwärtigen Vorstellungen vom Fremden. Ausgehend von der produktiven Auseinandersetzung der Dadaisten mit außereuropäischer Kunst konnten transkulturelle Perspektiven, Wahrnehmungs- und Sehgewohnheiten reflektiert werden. Welche Rolle spielten Vorstellungen des Fremden und des Eigenen zu Beginn des 20. Jahrhunderts? Welche Rolle spielen sie heute – für unsere persönliche Lebenswelt in einer diversitätsgeprägten Gesellschaft?

104 Standbein Spielbein 107 | 1 2017 Aus der Praxis

Perspektivwechsel und Lernen

Die Vielfalt der Formate im Projektraum reichte von Ferienkursen über Wochenend-Workshops bis hin zum Offenen Atelier Neue Medien, von Workshops mit dem Bildungsnetzwerk Südliche Friedrichstadt bis zu inklusiven Familiensonntagen. Besonders intensive Formen der Auseinandersetzung fanden mit Kooperationspartnern statt. In drei partizipativen Workshop-Einheiten entwickelten etwa Leistungskurs-Schüler*innen interaktive Stationen für andere Besucher*innen und forderten beispielsweise zur Interpretation von dadaistischen Lautgedichten auf. In den Workshops, die überwiegend von türkisch-arabischen Schüler*innen besucht wurden, kam es zu Diskussionen über gesellschaftliche Zugehörigkeit, eigene Lebensentwürfe, Nationalstolz und alltägliche Ausgrenzung. Insbesondere bei Schülerinnen fiel auf, mit welchem Selbstbewusstsein sich junge, türkischstämmige Gymnasiastinnen in den komplexen Verhältnissen ihrer muslimischen Familien, westlichen Lebensvorstellungen und individuellen Bedürfnissen zurechtfanden. Andererseits waren wir betroffen, wie wenig sich deutsche Jugendliche türkischer oder arabischer Herkunft mit ihrer deutschen Staatsbürgerschaft identifizierten. Stattdessen verstanden sich die Jugendlichen als Türk*innen, Kurd*innen oder Pol*innen, obgleich sie ihre »Heimat« nicht selten eher oberflächlich kannten und sich auch dort fremd fühlten. Als Vermittler*innen gerieten wir in viele Situationen, die neu waren, irritierend oder berührend. Aus zahlreichen Debatten ergaben sich Fragen nach unserem Selbstverständnis als Vermittelnde und der Kraft künstlerischer Vermittlung in der Migrationsgesellschaft.

Dada ist hier!: Workshop im Werkraum Foto: Amin Akhtar



Ein Werkzeug für kritischen Diskurs bildete auch die Kommentarwand des Projektraums, die – zum Teil ausgehend von der von uns gestellten Frage »Was ist dir fremd?« – eine wachsende Anzahl auch kritischer oder politischer Besucher-Statements enthielt. Sie entwickelte sich zu einem Experiment, wie eine multiperspektivische und für alle Besucher transparente Auseinandersetzung entstehen kann – mit Themen der Ausstellung, mit Fragen von gesellschaftlicher Relevanz, persönlichem Interesse und deren ästhetischer Verknüpfung. Ausgehend von der Frage, inwiefern postkoloniale Kontinuitäten immer noch unseren Alltag, unsere Sprache und angestammte Wahrnehmung bestimmen, entschied sich die Berlinische Galerie, ihre Mitarbeitenden in rassismuskritischen Fragen zu sensibilieren. Die Workshops wurden von Dr. Natasha Kelly, Kommunikationswissenschaftlerin und Soziologin mit den Schwerpunkten race und gender, geleitet. Sie hinterfragte gängige Museums-, Ausstellungs- und Sprachpraktiken und stieß so zahlreiche interne Diskussionen an, die sich im kritischen und anregenden Dialog etwa zwischen den Kuratierenden, den Vermittelnden und Besucher*innen of Color fortsetzten.

Lernendes Museum

In rund 200 Workshop-Stunden haben 600 Kinder, Jugendliche und Erwachsene teilgenommen. Rund 12 000 Besucher*innen haben den Raum eigenständig erlebt. Durch die persönlichen Kommentare und Aktionen der Teilnehmenden hat sich der Projektraum fortlaufend gewandelt und ist zu einem Ort vielstimmiger Besucherbeteiligung geworden. *Dada ist hier!* wurde von vielen Schüler*innen, Lehrer*innen und Besucher*innen als inspirierender Freiraum und als Bereicherung des Museums empfunden. Als gleichberechtigter Raum mit den Ausstellungen war er ein Statement, intern wie extern – für zeitgemäße Vermittlungsarbeit und den Mut, die eigenen Ausstellungspositionen im Dialog mit Besucher*innen stets neu zu hinterfragen. *Dada ist hier!* war ein wichtiger Schritt und zugleich eine Inspiration für die Zukunft der Berlinischen Galerie als inklusives, lernendes und gesellschaftlich engagiertes Museum.



Diana Brinkmeyer

Diana Brinkmeyer ist als Referentin für Marketing und Kommunikation an der Berlinischen Galerie zuständig für den Bereich Bildung und Vermittlung, mit Schwerpunkten in den Bereichen Barrierefreiheit und Inklusion sowie Kulturtourismus.

brink meyer @berlin is chegalerie. de

Beate Gorges

Beate Gorges ist Künstlerische Leiterin des Atelier Bunter Jakob für die Berlinische Galerie und für Jugend im Museum e.V. Sie entwickelt und realisiert Konzepte für Projekte und Medien künstlerischer Vermittlung im Kontext Bildende Kunst, Museum und Gesellschaft.

beate.gorges@versanet.de

- 1 http://f-iba.de/geschichte-der-sudlichen-friedrichstadt-nach-dem-2-wk/ [12.01.2017].
- 2 Vgl. Monitoring Soziale Stadtentwicklung Berlin 2015.



106 Standbein Spielbein 107 | 1 2017 Aus der Praxis

Das Kindermuseum OWL e.V. – ein mobiles Kindermuseum

Inga Michaelis

Das Kindermuseum OWL e.V. ist ein mobiles Mitmach-Museum. Ein Kindermuseum ohne eigenes Haus? Ja, das Kindermuseum OWL e.V. besucht mit seinen Ausstellungen Kindergärten, Schulen, Museen und andere Kultureinrichtungen und schafft so einen Weg zur Teilhabe am kulturellen Leben für Kinder und ihre Familien. Am Beispiel der neuen Ausstellung *Von Kopf bis Fuß* wird unter anderem der Einbezug von Kindern in die Entwicklung von Ausstellungen vorgestellt.

Das Kindermuseum OWL e.V. ist ein mobiles Mitmach-Museum für Kinder und ihre Familien. Die Ausstellungen, die wir gestalten, sind modular aufgebaut und können so an die Örtlichkeiten des Museums, der Schulen oder Einrichtungen angepasst werden, in denen sie gezeigt werden. Wir stellen uns bei der Entwicklung von Ausstellungen für Kinder von 3 bis 10 Jahren immer wieder aufs Neue die Fragen: Welche Themen bewegen Kinder und wie setzen sie sich mit diesen auseinander? Was brauchen die Kinder dafür? Was benötigen Kinder, um am kulturellen Leben teilhaben zu können? Unser Konzept setzt insbesondere auf spielerisches Lernen und sinnliche Wahrnehmung. Die einzelnen Module sind so konzipiert, dass die Aus-

Ausstellungsansicht der Ausstellung KinderKörperSchutz – eine Ausstellung von Kopf bis Fuß



stellung alle Sinne anspricht. Frei nach dem Prinzip: Hands on! Hearts on! Minds on! darf an den Stationen gefühlt, erfahren und erlebt werden. So werden im besten Fall während des Ausstellungsbesuchs ästhetische Erfahrungen evoziert und bleibende positive Erinnerungen mit dem Kulturort verknüpft.

Da die Kulturregion Ostwestfalen-Lippe als blühende Museumslandschaft viele kleine Museen beherbergt, ist eines unserer Ziele, ein Kindermuseum für die ganze Region zu sein. Das heißt, dass auch kleine Museen, Kitas, Grundschulen und Jugendzentren unsere Ausstellungen ausleihen können, wir sie an die Örtlichkeiten anpassen und somit auch den jungen Menschen Platz zum Forschen und kindgerechten Entdecken bieten und Schwellenängste gar nicht erst entstehen können. So hoffen wir, dass die Kinder schon früh lernen, dass kulturelle Orte positive Orte sind.

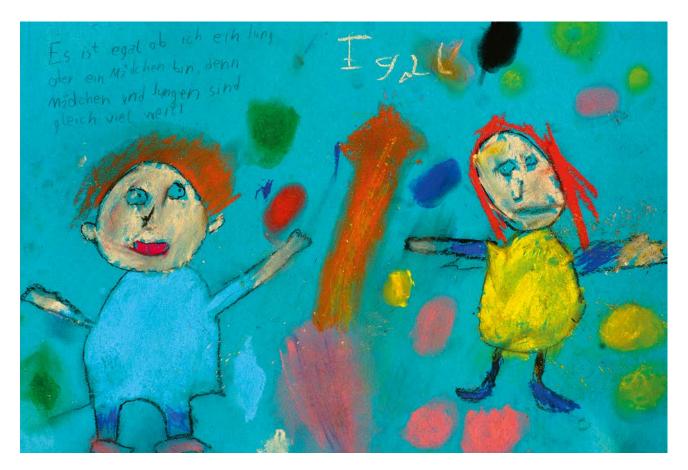
Eine Ausstellung von Kopf bis Fuß

Kinder sind Forscher und Entdecker. Neugierig lernen sie ihre Umwelt kennen und lernen dabei spielerisch den Umgang mit Gefahren und auch, wann man einen Schutz benötigt. So trägt unsere neueste Ausstellung den Titel: KinderKörperSchutz – eine Ausstellung von Kopf bis Fuß. Ein Thema, das an Wichtigkeit und Spannung wohl nie verliert. Ausgehend von dem Thema Körperkultur des von der Museumsinitiative in OWL e.V. ausgelobten Themenjahres 2016 entwickelten wir in eineinhalb Jahren eine spannende Ausstellung.

In der Vorbereitung zum Themenjahr der Museumsinitiative in OWL e.V. ent-

Die Bilder der 4. Klasse veranschaulichen die einzelnen Kinderrechte







stand eine Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum Bielefeld. Es stellte uns den Ort für die erste Station der Reise der neuen Mitmach-Ausstellung zur Verfügung und zeigte parallel eine Ausstellung zum Thema Heilige und Hightech – wie der Mensch seinen Körper schützt. Einige Themen der beiden Ausstellungen brachten eine schöne Symbiose hervor. Da gab es in der Erwachsenenausstellung eine Schutzmantelmadonna und in der Mitmach-Ausstellung eine große Figur mit einem Mantel, unter dessen Schutz sich die Kinder und Erwachsenen stellen konnten, um nachzuvollziehen, wie es sich wohl anfühlt, unter einem Mantelschutz zu stehen.

In unserer Mitmach-Ausstellung KinderKörperSchutz – eine Ausstellung von Kopf bis Fuß lässt sich das Thema auf spielerische und experimentelle Weise erfahren. Alle sieben Module beinhalten spielerische Elemente, die die Kinder in ihrer natürlichen Bewegungsfreude und Neugierde unterstützen. Die Stationen sind in ihrer Erfahrung offen gehalten, so dass immer verschiedene Lösungsansätze und Verständnismöglichkeiten zu Verfügung stehen und den Kindern ein Gefühl der Selbständigkeit vermittelt wird.

Die Ausstellung beinhaltet folgende Module:

- 1. KinderKörperSchutz Kennst du schon? Ein Modul, das noch am ehesten an ein Museum erinnert. Kinderschutzkleidung wie Regenschirm, Schneehose, Schwimmring uvm. werden museal gezeigt und mit einem Suchspiel verknüpft.
- 2. Stoff und Umhüllung Wickel dich ein! Bei diesem Modul ist die Körperwahrnehmung und Kreativität der Kinder gefragt: Wie kann ich mich mit Hilfe von Loops aus verschiedenen Stoffen, Teppichen und anderen Materialien von Kopf bis Fuß schützen?
- 3. Schutzräume Räuberhöhle. Kinder können sich Höhlen aus einem Stangensystem und Stoffen bauen. Eine Brücke zur Tierwelt wird hier durch ein Memory geschlagen, das die Tiere und ihre unterschiedlichen Höhlen zeigt.



lm Verschwinderaum kann man die Tarnung durch Farben erleben

◀

- 4. Natürlicher Körperschutz Probier dich aus! Auch der Körper schützt sich, ganz von selbst. In einer Warm- und Kaltluftdusche ist das am eigenen Körper zu erfahren.
- 5. Verschwinderaum Getarnt, getäuscht aufgefallen! An dieser Station wird wieder ein Blick ins Tierreich geworfen, viele Tiere tarnen sich mit ihrer Körperfarbe. Funktioniert das auch bei uns Menschen?
- 6. Schutzmantel Stell dich unter den Mantelschutz! Hier werden an einer Audiostation Talismane aus verschiedenen Kulturkreisen und Welten vorgestellt. Und man kann es sich unter dem Schutzmantel gemütlich machen.
- 7. Kinderrechte Die Kinderrechte schützen dich! An dieser Station kann man verweilen und im goldenen Buch der Kinderrechte blättern oder eine spontane kleine Demonstration für die Kinderrechte mit bunten Schildern durchführen.

Kooperation mit Kindern

Wir versuchen in die Entwicklung der Ausstellungen immer auch Kinder mit einzubeziehen und sie Ideen ausprobieren und ergänzen zu lassen. Als besonders schön gestaltete sich bei der aktuellen Ausstellung die Arbeit mit einer 4. Klasse, deren Familien aus allen Ländern der Welt stammten, und die zum größten Teil noch nie ein Museum besucht haben und daher umso neugieriger waren, was ein Kindermuseum ist. Für einen Vormittag besuchte ich die Kinder in ihrer Klasse und wir überlegten gemeinsam, was man alles unter Körperschutz verstehen kann und ob die Kinderrechte nicht auch dazu gehören könnten. Dabei staunten die Kinder, dass es eigene Rechte nur für sie gibt und waren sich einig, dass Kinderrechte eine wichtige Sache sind. Sie wussten intuitiv gut über ihre Rechte Bescheid. Ganz klar war, dass sie das Recht haben, dass ihnen niemand weh tut und dass sie genug zu essen und zu trinken haben müssen. Besonders wichtig war den Kindern das Recht, dass jedes Kind kostenlos eine Schule besuchen darf. Und vor allem, dass jedes Kind, das auf der Flucht ist, ein Recht darauf hat, von dem Land, in das es geflohen ist, beschützt und versorgt zu werden.

Nachdem die Kinder schließlich über ihre Rechte Bescheid wussten, waren sie gerne bereit, für unsere Ausstellung Bilder mit den einzelnen Kinderrechten zu malen. Diese sind nicht nur Teil unserer Ausstellung, sondern auch im *Goldenen Buch der Kinderrechte* der Station sieben zu bestaunen. Besonders rührend war der Stolz der Kinder, dass ihre Bilder in einem »echten Museum« ausgestellt wurden und sogar ein »echtes Buch« daraus gedruckt wurde. So wird deutlich, wie wichtig es ist, den Weg zu ebnen für eine Museumslandschaft ohne Eintrittsgelder, mit mehr Partizipation durch Besucher*innen und der Möglichkeit der Teilhabe an Kultur und Bildung für jeden. Die Kinder sind bereit dafür und sprühen nur so vor Neugier, was es in Museen zu entdecken gibt. Zu guter Letzt noch ein Kommentar eines jungen Besuchers auf unserer Gästewand in der Ausstellung: »Bestes Museum der Welt«. Das macht uns stolz und glücklich. Denn ein mobiles Museum zu bespielen ist eine nicht immer einfache Sache.



Inga Michaelis engagiert sich seit 2014 für das Kindermuseum OWL e.V. und konzipiert dort im Team Ausstellungen und Workshops für Kinder und ihre Familien, zudem ist sie als freie Museumspädagogin im Museum MARTa Herford und anderen Museen tätig.

info@kindermuseum-owl.de



KofferFormat. Die Kunst wird mobil

Stefanie Köhler

Wie sieht wohl das Bröhan-Museum im KofferFormat aus? Diese Frage stellten sich Schüler*innen der Charlottenburger Schinkel-Schule in einem dreimonatigen Projekt im Landesmuseum für Jugendstil, Art Deco und Funktionalismus. Zur Beantwortung der Frage wurde geforscht, skizziert, gebaut und von den Kindern schließlich ein farbenfroher Schrankkoffer mit allerlei nützlichen Materialien zum besseren Verständnis der Museumssammlung präsentiert.

Ein Museum im Kofferformat – entworfen, gebaut und eingerichtet von Kindern für Kinder, die das Bröhan-Museum besuchen. Gemeinsam mit dem Künstler Johannes Weiss und der Museumspädagogin Stefanie Köhler entwickelten Schüler*innen der Charlottenburger Schinkel-Schule in einem dreimonatigen Projekt im Herbst 2016 einen mobilen Museumskoffer. Die Schinkel-Schule und das Bröhan-Museum verbindet eine langjährige Schulpartnerschaft im Rahmen des Programms KÜNSTE & SCHULE – Partnerschaften für Berlin. Entstanden ist ein bunter Schrankkoffer voller Materialien und Hilfsmittel, die die Sammlung des Bröhan-Museums im wahrsten Sinne des Wortes begreifbar machen und mit denen Kinder das Haus erforschen können.

Konzeption und inhaltliche Schwerpunktsetzung

Schule soll Wissen vermitteln und die Persönlichkeitsentwicklung unserer Kinder und Jugendlichen fördern. Sie soll umfassend vorbereiten auf ein Leben in einer globalisierten, leistungsorientierten und schnelllebigen Welt. Auch Museen haben einen Bildungsauftrag, doch Kulturelle Bildung an außerschulischen Lernorten folgt anderen didaktischen und methodischen Ansätzen, die mehr Freiraum erlauben, sich direkten Bewertungsmaßstäben entziehen und einen experimentellen Charakter aufweisen können. Auch bei der Umsetzung dieses Projektes mit Grundschüler*innen im Bröhan-Museum lag der Fokus ausdrücklich nicht nur auf der alleinigen Vermittlung von (Fach-)Wissen, vielmehr ging es um die Entwicklung und Ausdifferenzierung von Fähigkeiten, (ästhetischen) Werten und die Aktivierung kreativer Potenziale. Ausgangspunkt der Projektarbeit war die Auseinandersetzung mit den originalen Objekten. Denn die Kinder konnten »sich in den Bildern und Objekten spiegeln, sich von ihnen abgrenzen und sich darin wiederfinden, daraus Neues entwickeln und inszenieren.« ¹ Zentral war somit zunächst die aktive Begegnung zwischen den Kindern und den ausgestellten Objekten und die Möglichkeit, dabei persönlichen Assoziationen und Empfindungen Raum zu geben.

Ein weiterer Schwerpunkt des Projekts lag im Bereich der Sprachförderung. Die Klasse 4a aus der Schinkel-Grundschule in Berlin-Charlottenburg ist in ihrer Zusammensetzung äußerst heterogen, auch in Bezug auf die Sozialisation und das Lernniveau der Schüler*innen. Gemeinschaftliches Lernen ist dabei vielerorts eine Herausforderung, doch Diversität gilt es positiv zu begegnen, denn Heterogenität kann ein Mehr an Bildung bedeuten und sollte als Ressource erkannt und »aktiviert« werden.² Diese Potenziale galt es während des Projektes auszuloten.

Längst herrscht zudem Konsens darüber, dass Kinder am besten mit allen Sinnen lernen. Der alleinige Einsatz von Augen und Ohren ist in diesem Zusammenhang also keineswegs umfassend! Die ausgestellten Objekte dürfen im Bröhan-Museum, wie in den meisten anderen Häusern auch, nicht angefasst werden. Das haptische Lernprinzip ist aber besonders für Kinder von großer Bedeutung, da Greifen auch immer in direktem Zusammenhang mit Begreifen gesehen werden muss. Bei der Planung und praktischen Umsetzung des Projekts spielte deshalb die Anschaffung von Hands on-Gegenständen eine wichtige Rolle. Welche besonders nützlich sind und deshalb angeschafft oder selbst hergestellt werden sollten, entschieden die Schüler*innen der 4a selbst.

Projektverlauf

Das Projekt startete Ende September 2016 mit einem Design-Workshop, in dem die Schüler*innen der 4a die Sammlung des Museums kennenlernten. Das Bröhan-Museum, Landesmuseum für Jugendstil, Art Deco und Funktionalismus trägt den Namen seines Gründers Karl H. Bröhan und verfügt neben einer Sammlung zu Jugendstil, Art Deco und Funktionalismus auch über Kunst der Berliner Secession. Während des Projekts setzten sich die Kinder vor allem mit der Dauerausstellung

Der fertige Schrankkoffer



des Hauses auseinander, die sich mit Moderner Gestaltung in Deutschland und Frankreich 1900 – 1930 beschäftigt. Auf spielerische Art fanden die Schüler*innen Zugang zu den ausgestellten Kunstobjekten, indem jedes der Kinder einen unbekannten Gegenstand aus einem Korb holte (Chinesischer Korb). Dieser gegenstandsgeleitete Zugang bot eine Vielzahl von Sprachanlässen, weckte die Neugier der Kinder und wirkte motivierend. Welchen Gegenstand habe ich da aus dem Korb gezogen und was könnte der mit den Kunstobjekten zu tun haben? Schnell machten die Kinder sich auf die Suche nach einem Sammlungsobjekt, das assoziativ zum eigenen Gegenstand passte. So entdeckten die Schüler*innen schnell besonders interessante Museumsobjekte und stellten fest, dass sogar einige der aus dem Korb gezogenen Gegenstände, zum Beispiel ein Notizbuch oder ein Maßband, unverzichtbare Bestandteile eines Museumskoffers sein können. Der Zugang zu den Exponaten im Bröhan-Museum war für die Kinder auch deshalb unkompliziert, weil Angewandte Kunst einen bedeutenden Teil der Sammlung des Hauses ausmacht. Zu entdecken gab es allerhand Alltagsgegenstände wie zum Beispiel Möbel, Geschirr, Vasen aber



Bauphase. Der Schrankkoffer erhält seinen Anstrich



Das perfekte Outfit zum Möbel

auch Gebrauchsgrafik. Ausstellungsobjekte also, zu denen die Kinder schnell Brücken in ihre eigene Lebens- und Erfahrungswelt bauen konnten.

In einem zweiten Schritt diskutierten die Kinder mit dem Berliner Künstler Johannes Weiss, wie der optimale Museumskoffer für das Bröhan-Museum aussehen sollte und aus welchen Materialien er gebaut werden kann. Dazu zeichneten die Kinder ihre eigenen fantasievollen Museumskoffer. Schnell zeigte sich, dass fast alle Entwürfe mit Rollen zum problemlosen Transport ausgestattet waren. Eine Idee, die natürlich in die Praxis umgesetzt wurde! Als Material wählten die Kinder zusammen mit Johannes Weiss Pappelholz. Wie sich dieses anfühlt und verarbeiten lässt, erprobten die Schüler*innen an kleinen Übungs- und Probestücken. Gleichzeitig konnten sie unter professioneller Anleitung die korrekte Handhabung des für den Kofferbau benötigten Werkzeugs erlernen. Denn in kleinen Gruppen wurde gehämmert, geleimt, geschliffen und schließlich lackiert. In Gesprächen mit den Kindern wurde schnell klar, dass sehr viele nützliche Materialien in den Koffer gepackt werden sollten, weshalb sie bald nicht mehr von einem Museumskoffer, sondern einem Schrankkoffer sprachen.

Die Bauphase bot den Schüler*innen im Besonderen die Möglichkeit, schöpferisch tätig zu sein und eine sichtbar gestaltende Funktion einzunehmen. Über Aufbau und Aussehen des Koffers wurde innerhalb der Klasse nach dem Mehrheitsprinzip abgestimmt. Besonders die abschließende Farbgebung diskutierten die Kinder untereinander intensiv. Denn der Schrankkoffer sollte schließlich nicht nur praktisch sein, sondern auch schön aussehen!

Vor und während der Bauphase erforschten die Kinder in Begleitung der Museumspädagogin in kleinen Gruppen die vielen verschiedenen Möbel im Museum, die als Inspiration und Ideengeber dienten. Dazu gab es extra Handschuhe. Beim Öffnen der Türen und Schubladen der Schränke, Kommoden oder auch Schreibtische assistierten sie, und es konnte sich ein situations- und handlungsbezogener Dialog entwickeln. Wie alt wohl die Möbel sind, und wie sahen bloß die Menschen aus, die mit solchen Möbeln gelebt haben? Und sind die Schubladen des Damensekretärs nicht auch ziemlich praktisch für den Schrankkoffer? Aber warum heißt dieser Damen-Schreibtisch Sekretär? Ist das nicht ein Beruf? Und sind nicht die Schütten und Verstaufächer der Frankfurter Küche auch irgendwie nützlich für den inneren Aufbau des Koffers?

Der letzte Termin vor der Präsentation des Schrankkoffers diente zum einen dazu, die angeschafften und selbst hergestellten Hands on-Gegenstände in den fertigen Schrankkoffer einzuräumen und einen letzten kreativen Ausflug in die Dauerausstellung des Bröhan-Museums zu unternehmen. Da die Möbel und ihre früheren Besitzer*innen bei den Kindern großes Interesse hervorgerufen hatten, konnten diese nun zusammen mit der Museumspädagogin selbst in die Welt vor 120 Jahren eintauchen, in dem sie sich passend zu den Möbeln verkleideten. Dabei durften Bärte, elegante Hüte und Fächer natürlich nicht fehlen. Gegenseitig erklärten sich die Kinder ihre Verkleidung und warum beispielsweise die Besitzerin des eleganten Jugendstil-Buffets bestimmt eine schöne und reiche Dame gewesen sei. So hatten die Kinder zum Ende des Projekts noch einmal die Möglichkeit für eine persönliche Auseinandersetzung mit den Museumsobjekten, und es bot sich gleichzeitig eine Vielzahl von Sprachanlässen. Die eleganten Herrenhüte, Fascinator und Fächer fanden schließlich nach ausführlicher Erprobung durch die Schüler*innen auch noch den Weg in den Schrankkoffer.

Am 17. November 2016 stellten die Kinder den fertigen Schrankkoffer im Bröhan-Museum der Öffentlichkeit vor und erklärten den anwesenden Familien, wie man mithilfe des Koffers und der darin enthaltenen Materialien mehr über das Museum erfahren kann. Der Museumskoffer unterstützt nun die museumspädagogische Arbeit im Bröhan-Museum und steht als Hilfsmittel für Rundgänge mit Schulklassen zur Verfügung. Seine Form und sein Inhalt geben den Blick der jüngsten Besucher*innen auf die Sammlung wieder und vermitteln die Themen des Bröhan-Museums in kindgerechter Form. Das Projekt wurde gefördert vom Projektfonds Kulturelle Bildung und dem Verein Freunde des Bröhan-Museums e.V.



Stefanie Köhler

Stefanie Köhler war bis Ende November 2016 Volontärin für Museumspädagogik und Öffentlichkeitsarbeit am Bröhan-Museum in Berlin. Momentan arbeitet sie als museumspädagogische Assistentin bei der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland am Standort Berlin. skoehler@hdq.de

- 1 Müller-Rösler, Ursula; Lehmkuhl, Gerd & Oelsner, Wolfgang: Entwicklung neu denken: Mit Kunst lernen und lehren. Köln 2012, S. 164.
- 2 Vgl. Sliwka, Anna: *Soziale Ungleichheit Diversity Inklusion*. In: Bockhorst, Hildegard; Reinhard, Vanessa-Isabelle & Zacharias, Wolfgang: *Handbuch Kulturelle Bildung*. München 2012, S. 271.
- 3 Vgl. Zirfas, Jörg: *Die Künste und die Sinne*. In: Bockhorst, Hildegard; Reinhard, Vanessa-Isabelle & Zacharias, Wolfgang: *Handbuch Kulturelle Bildung*. München 2012, S. 169.

MuseobilBOX. Drei Fragen an ...

Juror*innen des Förderprogramms MuseobilBOX – Museum zum Selbermachen® äußern sich zu den Anforderungen innerhalb des Bundesprogramms Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung



Antje Kaysers

Welche Kriterien sind Ihrer Meinung nach entscheidend, um Kindern und Jugendlichen in ihrer Freizeit Lust auf Museen zu machen?

Meiner Meinung nach sollte hier gar nicht zwischen Freizeit und Schule oder anderen Besuchsgelegenheiten unterschieden werden. Die Museen und ihre Ausstellungen sowie die Programme sollten durch personale und mediale Vermittlungsformen immer abwechslungsreich und handlungsorientiert sein, mehrere Sinne ansprechen, themenbezogen Kompetenzen vermitteln und dabei auch den Austausch der Kinder und Jugendlichen untereinander anregen. Die Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen sollte immer einbezogen und ernst genommen werden. Außerdem sollte der Spaßfaktor nicht außer Acht gelassen werden.

Was sollten lokale Bündnisse an Mindestvoraussetzungen mitbringen oder schaffen, um Kinder und Jugendliche im Rahmen des Programms zu erreichen?

Die lokalen Bündnisse sollten so ausgelegt bzw. gewählt werden, dass sie als Türöffner für die Kinder und Jugendlichen gelten können und diese das Museum als niedrigschwellige Institution und als offenen Lern- und Erlebnisraum für alle kennenlernen. Darüber hinaus gehören – nicht nur im Rahmen des Programms MuseobilBOX – eine funktionierende Infrastruktur sowie qualifiziertes Personal zu den Voraussetzungen, damit den Kindern und Jugendlichen Lust auf Museen gemacht werden kann.

Eine Antragstellung für zusätzliche Projekte der kulturellen Kinder- und Jugendbildung ist zeitaufwendig. Lohnt sich aus Ihrer Sicht die Mühe, wenn die Projekte nur eine begrenzte Laufzeit haben?

Auch wenn die geförderten Projekte zeitlich begrenzt sind, Johnt sich der Aufwand für die Antragstellung dann, wenn man mit bedenkt, dass durch das Förderprojekt Kontakte entstehen, die danach dauerhaft Bestandteil von Kooperationen werden können – und eigentlich ja auch sollen. Als Rat gebe ich, immer groß zu denken und das Maximale auszuschöpfen. Im Falle der MuseobilBOX bedeutet das, vier Maßnahmen gleichzeitig zu beantragen. Denn dann relativiert sich der Zeitaufwand der Antragstellung durch die höhere Fördersumme.

Antje Kaysers

Antje Kaysers leitet seit 2010 die Abteilung Museumspädagogik im TECHNOSEUM – Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Beratungs- und Lehrtätigkeiten im Bereich Bildung und Vermittlung im Museum; Ansprechpartnerin für Studium, Fort- und Weiterbildung im Bundesverband Museumspädagogik sowie Sprecherin der Strukturgruppe Qualifizierung.

Antje.Kaysers@technoseum.de



Hannelore Kunz-Ott

Welche Kriterien sind Ihrer Meinung nach entscheidend, um Kindern und Jugendlichen in ihrer Freizeit Lust auf Museen zu machen?

Das Thema des Projekts muss zu der Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen unbedingt einen engen Bezug haben. Es muss ihre Interessen treffen, sonst ist es schwierig, sie für die Maßnahme zu motivieren. Selbst mitentscheiden, aktiv etwas machen können, auch das sind wichtige Gelingensfaktoren ebenso wie die Möglichkeit, das Ergebnis einer breiteren Öffentlichkeit präsentieren zu können. Zudem sollte im Museum der Objektbezug gegeben sein: Kindern und Jugendlichen fehlt oftmals der Bezug zu authentischen dreidimensionalen Exponaten. Das ist die große Stärke der Museen und sollte daher immer genutzt werden.

Was sollten lokale Bündnisse an Mindestvoraussetzungen mitbringen oder schaffen, um Kinder und Jugendliche im Rahmen des Programms zu erreichen? Die Bündnisse vor Ort sollten Expertise, Kompetenzen und Erfahrungen in ihrem eigenen Tätigkeitsfeld mitbringen (Kunst, Museum, Medien, Tanz, Theater etc.), Kooperationsbereitschaft, Engagement sowie Zuverlässigkeit. Sie sollten den jugendlichen Teilnehmer*innen ausreichend Raum zum Mitmachen und Mitbestimmen geben. Ideal ist es, wenn ein Bündnispartner aus der Jugendszene kommt und daher die Bedürfnisse und Wünsche der Teilnehmenden gut kennt.

Wie schätzen Sie die tatsächliche Wirksamkeit der Projekte in Bezug auf stärkere Teilhabechancen für die Kinder und Jugendlichen ein?

Es ist ein erster wichtiger Schritt auf einem langen Weg. Bisher offerieren gerade kleinere Museen überwiegend passive Vermittlungsangebote für Kinder und Jugendliche. Diese sind oftmals nur untätige, zuhörende Teilnehmer*innen und noch zu wenig aktive, mitgestaltende Akteur*innen. Solche Förderprogramme mit einem expliziten Adressatenkreis bewirken, dass sich auch Museen mit speziellen Zielgruppen auseinandersetzen, die sie sonst eher weniger im Blickfeld haben.

Dr. Hannelore Kunz-Ott

Hannelore Kunz-Ott ist Referentin bei der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern für Museen im Bezirk Schwaben sowie für Bildung und Vermittlung; 2003–2008 Vorsitzende des Bundesverbandes Museumspädagogik.

Hannelore.Kunz-Ott@blfd.bayern.de



Gisela Weiß

Welche Kriterien sind Ihrer Meinung nach entscheidend, um Kindern und Jugendlichen in ihrer Freizeit Lust auf Museen zu machen?

Die Antwort ist einfach und schwierig zugleich – jedenfalls in der Umsetzung. Gerade bei den Jugendlichen: Sie müssen ernst genommen werden, abgeholt bei ihren eigenen Interessen und Wertvorstellungen, bei den attitudes and values. Museumssammlungen müssen in dieser Weise befragt und Projekte entwickelt werden, die genügend Freiraum und Ansatzpunkte dafür bieten, die überraschen, Fantasie anregen und Aktivitäten in der Gruppe initiieren. Sie dürfen freilich auch einfach nur Spaß machen oder ansetzen bei Lernzielen, die der Identitätssuche von Jugendlichen dienen. Nicht zuletzt könnte darum das Einbeziehen diesbezüglichen Knowhows von Seiten der Projektpartner gewinnbringend sein.

Was sollten lokale Bündnisse an Mindestvoraussetzungen mitbringen oder schaffen, um Kinder und Jugendliche im Rahmen des Programms zu erreichen?

Was ist mit erreichen gemeint? Ich denke da in dreierlei Hinsicht: Erstens: Die Bündnisse benötigen Partner, die die Jugendlichen, die Kinder und vielleicht auch deren Eltern kennen und damit eine Art Vertrauensbonus einbringen, also erst einmal die Grundvoraussetzung des Erreichens schaffen. Zweitens: Es ist sicherzustellen, dass die Kinder und Jugendlichen ohne Probleme und ohne zu großen zeitlichen wie finanziellen Aufwand die Orte der Projektarbeit erreichen können. Drittens: Die letzte und schwierigste Form des Erreichens wäre, den Kindern und Jugendlichen Lust auf die Museumsprojekte zu machen – aber da wären wir wieder bei Frage Eins.

Wie schätzen Sie die tatsächliche Wirksamkeit der Projekte in Bezug auf stärkere Teilhabechancen für die Kinder und Jugendlichen ein?

Die Frage ist eigentlich nicht zu beantworten, weil Wirksamkeit oder Wirkungen nur über Langzeitstudien, am besten biografische Forschung, erkundet werden können. Wie sollen belastbare Aussagen darüber entstehen, ob Kinder und Jugendliche später einmal Teilhabechancen haben werden – und Teilhabe inwiefern? Letztlich bewegt sich eine Antwort erst einmal auf der Ebene der Zielsetzungen, Hoffnungen, vermuteten Potenziale. Doch diesbezüglich lässt sich immerhin antworten: Projekte dieser Art sind meiner Meinung nach eine Art door opener, ein Angebot, das Zugänge zu individueller Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur eröffnen und zu eigener kreativer Tätigkeit ermutigen kann. Ein erster Erfolg wäre es, die Kinder und Jugendlichen zu Prozessen, die über den Museumsbesuch hinausreichen, anzuregen und vielleicht sogar ihr Interesse an weiteren Projekten des Museums oder anderer Kulturanbieter zu wecken.

Prof. Dr. Gisela Weiß

Gisela Weiß ist Professorin für Museumspädagogik an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig, Studiendekanin der Museologie und des neuen Masters Museumspädagogik | Bildung und Vermittlung im Museum, stellvertretende Sprecherin des Arbeitskreises Bildung und Vermittlung im Deutschen Museumsbund.

gisela.weiss@htwk-leipzig.de

Aus der Forschung



Rezensionen

Thomas Renz
Nicht-Besucher-Forschung.
Die Förderung kultureller Teilhabe
durch Audience Development

Transcript Verlag Bielefeld 2016, 324 S., ISBN 978-3-8376-3356-6, 34,99 €

In seiner Publikation – zugleich Dissertation am Fachbereich für Kulturwissenschaften der Universität Hildesheim, wo der Autor auch lehrt - widmet sich Renz einer Kernfrage der Vermittlung. Wie lassen sich Nicht-Besucher durch Maßnahmen des Audience Development gewinnen? Angesichts des sich stark verändernden Publikums, des Medienwandels und des erweiterten Kulturbegriffs ein Thema, das alle (klassischen) Kultursparten interessiert. Dabei geht es ihm nicht darum, Best Practice Beispiele aneinanderzureihen, sondern den durchschnittlichen Status Quo des deutschen Kulturbetriebs heranzuziehen und Wege aufzuzeigen, wie sich kulturelle Teilhabe der Gesamtbevölkerung verbreitern und intensivieren lässt.

Der Verlag nennt als potenzielle Zielgruppe der sauber gestalteten, allerdings ohne Abbildungen und mit nur wenigen Tabellen auskommenden Publikation Leser*innen aus den Bereichen Kulturmanagementforschung, Sozialwissenschaften, Kulturwissenschaften und der Praxis in Politik, Verwaltung und Kulturmanagement. Eine wissenschaftlich orientierte Leserschaft wird insbesondere die Kapitel 4. Die wissenschaftliche Verortung der (Nicht-)Besucherforschung und 5. Der quantitative Blick: Eine Sekundäranalyse der bestehenden Erkenntnisse zu Nicht-Besuchern mit Gewinn lesen und die umfangreiche Bibliografie, die nur wenige relevante Titel auslässt, nutzen. Praxisorientierte Rezipient*innen freuen sich über die Ergebnisse, die Renz in 7. Die Förderung von Teilhabe durch

Kulturpolitik und Kulturmanagement benennt und die Strategien, die er dort kurz aufzeigt (7.3). Allerdings sind sie zumeist auf der Basis von Besucherstudien erhoben, die den Theaterbereich betreffen (6.). Museen stehen nicht im Fokus.

Im Diskussionszusammenhang wichtig ist jedoch auch die einleitende Begriffsklärung (3. Audience Development zwischen Marketing und Politik), in der Renz deutlich zwischen den Ansätzen in den USA, UK und Deutschland unterscheidet. Immer wieder wird ja auf den angloamerikanischen Raum verwiesen, wenn es um die erfolgreiche Gewinnung von (Noch-)Nicht-Besuchern geht. Verschwiegen wird jedoch, dass die Voraussetzungen in den drei Bezugsräumen völlig andere sind. Während das US-amerikanische Kulturmanagement Audience Development als Marketinginstrument begreift, das letztlich der Gewinnerhöhung dient, ist in Großbritannien die Gewinnung kulturferner Zielgruppen Teil kulturpolitischer Strategien und gezielter Förderprogramme der Nach-Thatcher-Ära und bedeutet letztlich im Resultat eine »Machtverschiebung von den Produzenten hin zu den Konsumenten öffentlicher Kulturangebote« (S. 56). In der deutschen Kulturwirklichkeit hingegen ist die Forderung »Kultur für Alle« seit ihrer Formulierung durch den damaligen Frankfurter Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann Theorem geblieben - zumindest in den Orten der Hochkultur. Trotz der seit zehn Jahren auf Audience Development abzielenden Förderprogramme und des Booms Kultureller Bildung in Management, Politik und Praxis fehlt es letztlich an institutioneller Verankerung und Selbstverständlichkeit.

Daher lassen sich die von Renz benannten Strategien – Outreach, Ambassadors, Kooperationen, Partizipation, persönliche Vermittlung – als pragmatische Hinweise für Politiker*innen, Manager*innen und Praktiker*innen darauf verstehen, wie die Kultureinrichtungen hier weiterkommen können – wenn sie dies wollen und nicht weiterhin Orte der Selbstbestätigung gesellschaftlicher Eliten bleiben möchten.

Matthias Hamann matthias.hamann@stadt-koeln.de



Silvia Neysters 50 Jahre Kulturelle Bildung und Pädagogik im Museum Kunstpalast Stiftung Museum Kunstpalast, Düsseldorf, 30 S.; nur im Museums shop erhältlich, 6,- €

Mit der Aktion Schule und Museum startete 1966 in den damals Städtischen Kunstsammlungen Düsseldorf ein kontinuierliches pädagogisches Programm. Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums erschien Ende letzten Jahres eine 30-seitige, reich bebilderte Publikation mit einem Abriss der Geschichte der Abteilung Kulturelle Bildung und Pädagogik im heutigen Museum Kunstpalast. Schon Karl Koetschau, der erste Direktor des 1913 gegründeten Museums, war ein Fürsprecher reformpädagogischer Ideen in der Tradition Alfred Lichtwarks. Doch erst 1970 nahm die erste festangestellte pädagogische Assistentin ihren Dienst auf. Mit der Einrichtung eines Malhauses und spezieller Präsentationen für Kinder in den 1970er Jahren begann eine ununterbrochene Reihe mit Ausstellungen und Aktionen für Kinder, Jugendliche und Familien. Das Cover der Publikation zeigt Schüler*innen im Mitmach-Atelier Alles bewegt sich!, das 2016 parallel zu einer großen Jean Tinguely-Ausstellung lief und mit fernsteuerbaren Malmaschinen des Künstlers Axel Naß ausgestattet wurde.

Die wechselhafte und krisenerprobte (Bau-)Geschichte des Museum Kunstpalast beeinflusste auch die Museumspädagogik. Doch dank vieler Unter-

stützer konnte in den 1980er Jahren die Arbeit bei geschlossenem Museum in einem Ausweichquartier weitergehen. Seit 1984 sind die pädagogischen Räume direkt in das Museumsgebäude integriert, die unterschiedlichen Programme bis heute stark auf die vielseitige Museumssammlung bezogen. Da beispielsweise auch islamisches Kunsthandwerk dazugehört, beschäftigte man sich schon in den 1980er Jahren mit interkulturellen Themen. Die Aufnahme der Kulturellen Bildung ins Leitbild der Stadt Düsseldorf und die Gründung der Stiftung Museum Kunstpalast waren weitere Meilensteine.

Dr. Silvia Neysters, Autorin des Heftes, war von 1998 bis zu ihrer Pensionierung 2016 Leiterin der Abteilung Kulturelle Bildung und Pädagogik. Sie beschreibt in ihrem Essay kenntnisreich die spezifische Arbeit der Düsseldorfer Museumspädagog*innen mit besonderen Zielgruppen, ihre Initiativen in den Bereichen frühkindlicher Bildung, interdisziplinäre Projekte, kulturelle Teilhabe und ästhetisches Forschen. Der Text gibt somit nicht nur einen Überblick über die Düsseldorfer Museumsgeschichte, sondern schildert beispielhaft die Entwicklung der deutschen Museumspädagogik.

Steffen Krautzig Stiftung Museum Kunstpalast

Museumspädagogik heute. Geschichte in Wissenschaft und Unterricht Nr. 1/2 2017

Die Zeitschrift Geschichte in Wissenschaft und Unterricht wird seit 1950 herausgegeben und erscheint heute zweimonatlich beim Friedrich Verlag. Sie richtet sich vornehmlich an Geschichtslehrer*innen und will sie über aktuelle Trends im Fach informieren. Diese Ausgabe beschäftigt sich mit aktuellen Themen der Museumspädagogik.

Den sechs Beiträgen der Ausgabe gemein ist die Hervorhebung der »Dignität und Spezifik musealer Erfahrungs- und Vermittlungsprozesse«, wie es Mitherausgeber Michael Sauer in seinem Editorial formuliert. In seinem Aufsatz Agenda Museum 2020 beschäftigt sich Thorsten Heese mit der Frage, wie die Zukunft der Museen aussieht. Dabei skizziert er die am historischen Lernen im Museum beteiligten Akteure (Schule, Museum, Geschichtsdidaktik und Publikum) und erörtert unter anderem, dass auch in Zukunft im Angesicht neuer, virtueller Präsentationsformen noch immer das Objekt den Kern musealer Ausstellungen bilden wird. Christian Große Höötmann behandelt die Berührungspunkte zwischen den »unähnlichen Zwillinge[n]« Schule und Museum, wie er sie nennt. Er zeigt Unterschiede und Gemeinsamkeiten in Struktur und Zielsetzung beider Institutionen auf und fordert dazu auf, dass beide - der außerschulische Lernort Museum sowie der schulische Geschichtsunterricht – enger miteinander arbeiten und so zusammen ihre Potenzial ausschöpfen. Dabei warnt er aber davor, dass die Museen sich zu sehr den curricularen Vorgaben der Schulen anpassen und somit zu Hilfsschulen degradieren. Ein gesamtgesellschaftlich besonders aktuelles Thema behandelt Brigitte Vogel in ihrem Aufsatz Inklusion – Integration – Migration. Wie gehen Museen mit den Herausforderungen der Inklusion um? Die Autorin begründet sehr nachvollziehbar ihre Forderungen nach einem grundlegenden Umdenken sämtlicher Museumsmitarbeiter*innen. Ziel künftiger Ausstellungen müsse es sein, ihre Angebote grundsätzlich an alle zu richten und für alle gleichermaßen zugänglich zu sein. Patrick Ostermann beschäftigt sich in seinem Aufsatz Holocaust-Education im Museum nach dem Ende der

Zeitzeugenschaft mit der wichtigen Frage nach dem Umgang der deutschen Gedenkstätten mit dem »Aussterben der Zeitzeugen« der nationalsozialistischen Verbrechen. Dabei zeigt er interessante Strategien auf, die teilweise bereits Verwendung finden. Thorsten Heese und Christel Schulte stellen dann das »Schüler führen Schüler«-Konzept vor, welches mittlerweile relativ verbreitet ist. Exemplarisch anhand eines Projekts der Kunsthalle Osnabrück zeigen sie die Methoden des Vermittlungskonzepts auf. Schließlich beschreibt Alfred Czech mit seinem Beitrag Geschichte in Kunst dechiffrieren Möglichkeiten interdisziplinär angelegter Methoden aus Museumspädagogik, Kunstgeschichte und Kunstpädagogik.

Insgesamt bildet die Ausgabe einen wissenschaftlich fundierten und breiten Überblick über aktuelle museumspädagogische Themen und zeigt sowohl Probleme als auch Potenziale in Vermittlungskonzepten historischer Museen auf. Gerade im Hinblick auf aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen in der Geschichtsvermittlung im Museum kann die Ausgabe sehr empfohlen werden.

Marcus Coesfeld m.coesfeld@afm-oerlinghausen.de

Die Museumstasche



Ein offener und neuartiger Zugang zum Kunstmuseum. Mit kreativen Methoden. Und viel Potenzial für Diskussionen, Entdeckungen und neue Ideen. Für junge, junggebliebene und neugierige Besucher. Auch ohne Museumserfahrung. Oder mit geringen Deutschkenntnissen.

Weitere Informationen zu Inhalt, Methodik, Kosten und Bestellkonditionen unter www.museenkoeln.de



